Nie ma
ani w polsk. ani w niem. kat.
autor jest

Anatolische Skizzen.

Von

Alfred Körte.

Berlin.
Verlag von Julius Springer.
1896.

Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Seiner Excellenz

Freiherrn Colmar von der Goltz,

Königlich Preußischem Generalleutenant,
Kaiserlich Türkischem Marschall a. D.

in dankbarer Verehrung

Der Verfasser.


Biblioteka
Uniwersytetu Gdańskiego
1100968836

Vorrede.

Die nachstehenden Skizzen sind während eines zweijährigen Aufenthaltes in Anatolien entstanden und mit wenigen Ausnahmen bereits in der Täglichen Rundschau erschienen. Wenn ich sie hier noch einmal in der etwas anspruchsvolleren Form des Buchs vorlege, so geschieht das auf Zureden einer Anzahl von Freunden, deren Rath ich gefolgt bin, weil ich gern dazu beitragen möchte, bei dem deutschen Publikum Theilnahme für das interessante und so wenig bekannte Land zu erwecken. Die meisten Aufsätze sind auf der Reise selbst geschrieben und entbehren daher jeder Buchgelehrsamkeit. Ich habe es auch bei der Neuherausgabe vermieden, ihnen den wohlfeilen Schmuck von Citaten, Zahlen und Daten anzuhängen, um den Charakter der Skizze nicht zu verwischen. Nur einige thatsächliche Irrthümer habe ich berichtigt und gelegentlich kleine Zusätze gemacht, die aber stets eigenen Beobachtungen entstammen. Wenn mein Urtheil über dieselben Dinge in den zuerst entstandenen Aufsätzen mitunter etwas anders lautet, wie in den späteren, so erklärt sich das aus dem allmählich

vertieften Verständniß für Land und Volk von Kleinasien. Es gehört eine längere Beobachtung und vor Allem die Kenntniß der Landessprache dazu, um die innere Vornehmheit des türkischen Volks und die frische ritterliche Lebenslust der Tscherkessen ganz zu verstehen.

Glogau, März 1896.

A. Körte.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Auf der Eisenbahn von Haidar-Pascha nach Angora.

Juni 1893.

Die deutsche Bahn in Kleinasien ist seit sieben Monaten in ihrer ganzen Ausdehnung dem Verkehr übergeben, 600 Kilometer weit rollen deutsche Lokomotiven auf deutschen Schienen in jenes reiche Land hinein, das noch vor vierzig Jahren dem Europäer fast fremder und unzugänglicher erschien, als der schwarze Erdtheil.

Vierzehn Stunden braucht der einzige Zug, der täglich abgelassen wird, um die Strecke von Haidar-Pascha bis Eskischehir zurückzulegen, aber die Zeit wird dem Reisenden nicht lang, so reich und mannichfaltig sind die Bilder, die er schaut. Wenn die feinen Linien der Prinzeninseln dem Auge entschwunden sind, wenn die freundlichen Sommersitze der reichen Konstantinopolitaner hinter uns liegen und der Zug das stolz aufgebaute Ismid, einst der glänzende Herrschersitz des Diokletian, verlassen hat, dann nimmt die Landschaft einen ganz eigenartigen Charakter an. Ueppigste Frucht-

barkeit herrscht in der Ebene von Adabasar, nicht ganz mit Unrecht hat man von einem tropischen Walde gesprochen. Bis in die Kronen der kräftigen Bäume hinein rankt sich das üppige Gewirr der Schlingpflanzen, wohin das Auge schaut, sieht es das frische saftige Grün, nach dem man sich in aller Farbenpracht der griechischen und kleinasiatischen Küsten so oft vergebens sehnt. Bald ändert sich die Scene, aus dem enger und enger werdenden Sakariathal tritt die Bahn ein in die wilde Schlucht des Kara-ßu, um die Hochebene von Eskischehir zu erklimmen. Die Strecke Vesirhan-Biledschik ist ohne Zweifel eine der großartigsten Gebirgsbahnen, die je gebaut sind, eine glänzende Leistung der Ingenieurkunst. Sieht man zuerst die starren Felsenwände, die gleich hinter Vesirhan das Thal abzuschließen scheinen, so begreift man kaum, wie die Lokomotive dort durchdringen will. Dann braust der Zug mitten hinein in die schroffen Felsen, die nur gerade dem wildströmenden Kara-ßu einen engen Durchgang gestatten. Dicht an den Fluß geschmiegt, ihn häufig auf kühnen Brücken schneidend, windet sich die Bahn bergan. Schwindelnd sieht das Auge zu den fast senkrechten Wänden hinauf, die von beiden Seiten drohend ragen, — wir fühlen uns beengt und zugleich hingerissen von der Majestät einer Natur, die Jahrtausende dem Menschen den Zugang verwehrte und nun doch von der siegreichen Gewalt der Technik bezwungen ist. Nach einer Stunde ist der finsterste Theil der Sperre überwunden, das Thal wird breiter, die Spuren menschlicher Thätigkeit mehren sich, und bald hält der Zug an der Station Biledschik, die

gleichnamige Stadt wird nicht sichtbar, sie bleibt rechts auf der Höhe liegen. Von hier aus gilt es noch eine starke Steigung zu überwinden, ehe der Zug die Hochebene von Eskischehir erklommen hat, und für den Techniker mag diese Strecke noch fesselnder sein, als die vorangegangene. Auch das Auge des Laien erfreut sich an dem kühnen Schwung der Brücken, auf denen die Bahn in gewaltiger Höhe kleine Seitenschluchten überschreitet, aber die unablässig einander folgenden Tunnel stören den schaulustigen Reisenden auf das Empfindlichste. Wer in der norddeutschen Ebene groß geworden ist, für den hat in der Jugend der Begriff des Tunnels etwas ungemein Anziehendes, fast Poetisches, und ich entsinne mich deutlich des Hochgefühls, mit dem ich als Schüler auf einer Ferienreise durch den ersten wirklichen Tunnel fuhr — aber das ist leider eine der Illusionen, die bald verfliegen, und jetzt packt mich jedes Mal ein stiller Grimm, wenn wieder solch ein schwarzes Loch die schönsten Ausblicke vernichtet!

Längst ist die Sonne untergegangen, der kurzen Dämmerung ist schon die sternhelle Nacht des Südens gefolgt, wenn der Zug sein Tagesziel Eskischehir, das alte Dorylaeum erreicht. Hier wird uns zuerst die ganze Bedeutung der Bahn für die Erschließung Anatoliens und für die Stellung des Deutschthums im Orient so recht deutlich. Eskischehir, ein alter Knotenpunkt der Karawanenstraßen von Angora—Brussa und Konia—Konstantinopel hat schon in der kurzen Zeit seit Eröffnung der Bahn einen ganz erstaunlichen Aufschwung genommen. Ein ausgedehnter Stadttheil, meist von den niedrigen

Lehmhäusern der Tataren gebildet, hat sich auf dem linken Porsukufer erhoben, und eine Reihe neuer griechischer Gasthäuser mit hochtönenden Namen umgiebt den Bahnhof. Manche Spuren hat die internationale Arbeiterkolonie zurückgelassen, die hier lange ihren Mittelpunkt hatte und jetzt bei der Fortsetzung der Bahn wieder haben wird. Neben dem griechischen „Xenodochion“ sieht man ein „Dépôt de vins“, hier liest man „Vestiti pronti“, dort „Deutsches Gasthaus“.

Die Schöpfer des Werks, Herr Direktor von Kühlmann und Herr Ingenieur Kapp, sind Deutsche, fast nur deutsche Firmen haben die Materialien und Maschinen geliefert, deutsche Architekten und Ingenieure haben in großer Zahl mitgearbeitet und auch unter den Beamten der Strecke, den Betriebsingenieuren, Stationsvorstehern, Bahnmeistern, Zugführern und Maschinisten trifft man viele Deutsche, deren Zahl hoffentlich noch wachsen wird. Wie berührte es uns seltsam, als in Tschukur-Hissar, oder einem andern schwer auszusprechenden Nest, plötzlich eine Stimme rief: „Du, August, hast auch a Schnaps mitgebracht?“ und dann ein längeres Gespräch in breiter süddeutscher Mundart folgte! Die Dienstsprache ist bisher noch Französisch, aber wohl nur vorläufig.

Auch wo eine stärkere Ansammlung des deutschen Elements nur vorübergehend stattgefunden hat, sind deutliche Spuren desselben zurückgeblieben. So sahen wir in dem Städtchen Lefke, eine Zeitlang Hauptquartier der Ingenieure, das ganze „Café“ mit den Bildern unseres Kaiserhauses ausgestattet: Da hingen der Kaiser und die Kaiserin als Brautpaar, der Kaiser mit dem

Kronprinzen, das bekannte Bild der vier Generationen, die Kaiserin mit sämmtlichen Prinzen u. s. w., und die Honoratioren des Ortes erwiesen sich wohlunterrichtet über die Bedeutung der einzelnen Bilder.

Was Eskischehir gegenwärtig einen besonderen Reiz giebt, ist das unvermittelte Aufeinanderprallen des Orientalischen und des Europäischen. Hier ist noch von keinem Aufgehen des Morgenlandes in den abendländischen Kulturformen die Rede, das Bild des Orients ist noch nicht entstellt durch störende europäische Zusätze, wie etwa in Konstantinopel und mehr noch in Smyrna, ganz unvermittelt steht das farbenfreudige orientalische Leben neben der plötzlich hereingeströmten Kulturwelle des Occidents. Die langen Reihen schwerfälliger Büffelkarren, statt der Räder mit runden Holzscheiben und drehbarer Axe ausgerüstet, die sich in langsamstem Schritt knarrend durch die Straßen der Türkenstadt schleppen, scheinen durch einen Zeitraum von Jahrtausenden getrennt von ihrem Ziele — der Eisenbahn, die in halb so viel Stunden die reiche Ernte des Landes dem Bosporus zuführen wird, als jene Gefährte Tage gebrauchen würden.

Noch versuchen die Karawanen der Kameele den ungleichen Wettkampf mit der Eisenbahn, die Bedürfnißlosigkeit der Thiere wie ihrer Lenker soll dieses wichtigste Transportmittel der früheren Zeit noch immer für gewisse Produkte lohnend erscheinen lassen, aber bald wird sich ihre Verwendung auf die Zuführung der Güter zur Eisenbahn beschränken. Wie bald sich der Einfluß der neuen Kultur in den äußeren Lebensformen,

in Tracht und Art bemerkbar machen wird, ist schwer zu sagen, — umwandeln wird er sicherlich bald den ganzen landwirthschaftlichen Betrieb. Von der Fähigkeit des anatolischen Bauern, die Gaben der europäischen Technik anzunehmen und zu nutzen, habe ich einen hohen Begriff gewonnen, als ich bei Eskischehir einen Landmann mit eisernem englischen Pfluge ackern sah. Bedenkt man die Zähigkeit, mit der im Allgemeinen jeder Bauer am Althergebrachten hängt, so ist die Schnelligkeit, mit der hier das verbesserte Geräth Eingang gefunden hat, wahrhaft erstaunlich.

Die Weiterfahrt von Eskischehir bis Angora, die wieder einen ganzen Tag in Anspruch nimmt, ist landschaftlich reizlos. Endlos dehnt sich die weite hügelumsäumte Ebene aus, kaum merklich ist der Uebergang aus dem Porsukthal in das des Gümüschlü-tschai und dann in das des Engüri-ßu. Die ärmlichen Dörfer liegen stundenweit von einander entfernt und weitaus die stattlichsten Gebäude, die der Reisende sieht, sind die schmucken Stations- und Bahnwärterhäuser mit ihren festen freundlichen Hausteinwänden und leuchtenden Dächern. Weite, weite Strecken liegen völlig unangebaut, weil es am Nöthigsten, an Menschen fehlt. Das war nicht immer so: selbst von der Bahn aus erkennt das Auge die Schutthügel, welche die Reste antiker Ortschaften bedecken, blühende griechische Städte haben hier, besonders in der römischen Kaiserzeit, bestanden — und es ist keine Frage, daß der Boden bei zweckmäßiger Kultur und sorgfältiger Entwässerung auch heute wieder Hunderttausenden Nahrung gewähren

würde. Mehrfach ist der Gedanke angeregt, hierher den Strom der deutschen Auswanderung zu lenken, und besonders Fritz Kaerger hat in einer lesenswerthen Schrift die Bedingungen genau erörtert, unter denen deutsche Ackerbaukolonien hier möglich wären. Wenn er dabei besonders betonte, daß schnell etwas geschehen müsse, wenn überhaupt etwas geschehen solle, so scheinen ihm die Thatsachen recht zu geben, ich fürchte, der günstige Augenblick ist schon verpaßt. Schon seit Jahren hat eine nicht unbeträchtliche Einwanderung von Muhadschirs, mohamedanischen Auswanderern aus Bulgarien, Bosnien und der Dobrudscha begonnen, und die anscheinend guten Erfolge derselben werden den Zuzug gewiß verstärken.

Nähert sich der Zug gegen Abend Angora, so ist man ganz überrascht von dem glänzenden Bilde, das die Stadt gewährt. Terrassenförmig an einem Abhang erbaut, überragt von der alten Festung mit ihren wohlerhaltenen Thürmen, strahlt die ganze Stadt in einem gleichmäßigen schneeigen Weiß, das sich von den blauen Massen des Elma-dagh prächtig abhebt. Ueberhaucht dann gar die sinkende Sonne die weißen Mauern mit einem leuchtenden Roth, so ist der Eindruck blendend — fast zu blendend, um ganz natürlich zu sein. Und in der That ist dieser gleichmäßig frische, weiße Anstrich nur ein Feierkleid, das die Stadt angelegt hat, um die ankommenden Fremden zu berücken. Zur Feier der Eisenbahneröffnung erließ der Vali, Abeddin-Pascha, ein Gebot, daß die ganze Stadt sammt der Burg weiß zu tünchen sei — soweit sie von der Station aus sichtbar ist! Das haben die getreuen Unterthanen buchstäb-

lich erfüllt, Jeder tünchte die Seite seines Hauses, die der Eisenbahn zugekehrt ist — die andern ließ er holz- oder lehmfarben. Auch der Anstrich der Burg, bei der man als besondere Feinheit die Mauern weiß, die Thürme blau und roth bemalte, ist nach demselben Grundsatz ausgeführt: Was von der Station oder der Villa des Vali aus sichtbar ist, wurde getüncht, entzog aber ein vorspringender Thurm ein Stückchen Mauer den Blicken des Gestrengen, so hat man sich wohl gehütet, an dieses Stück Farbe zu verschwenden. Der Leser wird sich vorstellen können, wie buntscheckig das Bild der Stadt sich gestaltet, sobald man sie von einem andern, als dem offiziellen Standpunkt aus betrachtet. Dieser Gesammtanstrich einer Stadt schmeckt sehr nach Sultans-laune, aber gleichwohl ist Abeddin-Pascha ein Mann, der den Werth europäischer Kultur für Anatolien wohl zu schätzen weiß und den Eisenbahnbau in jeder Weise gefördert hat. Die Ingenieure der Eisenbahn haben es ihm nicht vergessen, daß er bei Eröffnung der Bahn gesagt hat: „Alexander und Mithridates sind in Angora eingezogen, ohne Spuren zu hinterlassen, aber die Spuren des Fremdlings, der jetzt bei uns einzieht, werden nicht vergehen!“

Auch persönlich hatten meine Freunde und ich Gelegenheit, seine Liebenswürdigkeit und sein Interesse für europäische Verhältnisse kennen zu lernen. Paßschwierigkeiten veranlaßten uns, dem Pascha unsere Aufwartung zu machen. Er empfing uns in einem reizenden Garten pavillon seiner schön gelegenen Villa mit ausgesuchter Höflichkeit. Bald auf griechisch, bald auf französisch,

zwei Sprachen, die er gleich gut beherrscht, erkundigte er sich eingehend nach griechischen und deutschen Verhältnissen. Besonders schien ihn die deutsche Militärvorlage zu interessiren, er fragte, als Einer von uns seine Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit aussprach, noch einmal jeden Einzelnen, ob er derselben Ansicht sei — offenbar überraschte es ihn, vier Deutsche in dieser Sache einig zu finden.

Nicht der gewaltigen Kriegshelden, Alexander und Mithridates Andenken, aber eines der größten Organisatoren Gedächtniß lebt in Angora noch heute in einem ehrwürdigen Denkmal fort, das seit Jahrhunderten bekannt und von Gelehrten aller Nationen immer wieder studirt worden ist, bis vor 13 Jahren unser Landsmann Humann eine eigene Reise unternahm, um die unschätzbaren Steine sorgfältig in Gips abzuformen. Ich meine den großen Rechenschaftsbericht des Kaisers Augustus über seine gesammten Regierungsthaten, den die Bürger von Angora nach dem Original in Rom kopiren und als schönsten Schmuck in die Marmorwände des Augustus-Tempels eingraben ließen. Nicht ohne Bewegung wird jeder Freund des Alterthums die schlichten Sätze lesen, in denen der Kaiser von dem Riesenwerk seines Lebens erzählt; gerade den kleinasiatischen Provinzen sicherte seine Reichsordnung eine so lange Zeit glänzenden materiellen Gedeihens, wie sie seitdem das unglückliche Land kaum wieder erlebt hat.

Zwischen einer Moschee und ärmlichen Häusern eingeklemmt kommt der stolze Tempelbau, der alle seine Säulen eingebüßt hat, freilich nicht recht zur Geltung,

aber die vortreffliche Technik der schönen ohne jeden Mörtel geschichteten Marmorquadern, die reiche Umrahmung der hohen Thür zeugen doch noch beredt von der alten Pracht und erinnern an die besten griechischen Zeiten.

Ob es der neu eindringenden europäischen Kultur gelingen wird, eine ähnliche materielle Blüthe herbeizuführen? Noch ist der Einfluß der Bahn in Angora begreiflicherweise nicht so deutlich zu spüren wie in Eskischehir, noch findet der Fremde kein sauberes, behagliches Gasthaus wie dort, noch ist von einem Ausbau der Stadt nach dem Bahnhof zu nichts zu sehen, aber das Alles wird nicht lange auf sich warten lassen. Von der Bedeutung Angoras für den Güterverkehr mag der Umstand einen Begriff geben, daß wir auf dem kurzen Wege von der Stadt zum Bahnhof am Morgen unserer Abreise 81 beladene Kameele dorthin wandern sahen und mindestens ebenso viele auf dem Abladeplatz des Güterbahnhofs vorfanden.

Das große Werk der Anatolischen Eisenbahn ist noch nicht zum Abschluß gelangt. Vor wenig Monaten ist bekanntlich die Genehmigung für die Anlage der Linien Angora—Cäsarea und Eskischehir—Konia ertheilt worden und der Beginn des Baues steht unmittelbar bevor. Wieder wird deutsches Kapital und deutsche Intelligenz weite Länderstrecken der Kultur erschließen und bald wird auf jener Straße Dorylaeum—Ikonium, die so mancher deutsche Kreuzritter in heißer Drangsal gezogen ist, der Pfiff deutscher Lokomotiven den Triumph friedlicher Arbeit verkünden.

II.
Von Eskischehir nach Kutaja.

October 1893.

In einem früheren Briefe konnte ich die Fortsetzung der Anatolischen Eisenbahn von Eskischehir nach Konia als bevorstehend erwähnen, und inzwischen ist längst die Nachricht durch die Zeitungen gegangen, daß der erste Spatenstich auf der neuen Linie am 1. September gethan ist. Keinen schöneren, bedeutungsvolleren Tag hätte man dafür wählen können. Es ist der Tag der Thronbesteigung des jetzigen Sultans, der für das Straßen- und Eisenbahnnetz seines weiten Landes so unendlich viel mehr gethan hat als alle seine Vorgänger, und es ist zugleich ein Ehrentag des deutschen Volkes, an dem dieses große Werk begonnen wurde, das dem Deutschthum Nutzen und Ehre bringen wird. Der deutsche Charakter des Unternehmens ist jetzt noch reiner gewahrt, als bei dem Bau der Linie Ismid-Eskischehir-Angora, denn damals war die bauliche Ausführung dem großen französischen Unternehmer Vitalis — dessen Oberingenieur Kapp freilich Deutscher war — übertragen, während sie jetzt in den Händen der Eisenbahngesellschaft selbst liegt und von einem deutschen Ingenieur, Herr Baurath Mackensen geleitet wird, dem die preußische Regierung bereitwillig den nöthigen Urlaub ertheilte.

Mitte Oktober fand ich die Arbeiten zwischen Eskischehir und Kutaja bereits in vollem Gange und in

Eskischehir selbst herrschte reges Leben. Wunderbar stach gegen das geschäftige Treiben einer neuen Kultur ein farbenprächtiges Bild entschwundener Jahrhunderte ab, das ich in Eskischehir schauen durfte. Alljährlich einmal versammeln sich in der Nähe von Eskischehir die „Karaketschili“ (die vom Stamm der schwarzen Ziege), die Stammgenossen Osmans, um zu dem Grabe Ertogruls, des Vaters Osmans, zu pilgern und diese beiden Gründer des osmanischen Reiches mit Gebet zu ehren. In Sögüd, einem freundlichen Städtchen 45 km nordwestlich von Eskischehir, ist das Grab des alten Helden Ertrogrul, während die Gebeine seines Sohnes nach der Eroberung Brussas dorthin überführt wurden. Beiden ist es nicht erspart geblieben, daß in unserer Zeit die Regierung unglaublich geschmacklose Grabmäler über ihren sterblichen Resten errichtete. Nichts kann den Besucher des herrlichen Brussa so empfindlich im Genuß der glänzenden Reste einer größeren Zeit stören wie der Anblick der schlechten Brüsseler Teppiche in Osmans Grabkapelle; und der kahle nüchterne Bau in Sögüd verkündet laut, wie öde und leer es im Hause Ertogruls mit der Zeit geworden ist.

Es war ein stolzer Zug, der sich da langsam in vortrefflicher Ordnung durch die Straßen der Stadt, ostwärts über die Porsukbrücke bewegte. Zuerst kam eine Schaar musizirender Derwische mit schrillen Flöten und dumpfen Pauken, eintönig klagend klangen ihre Weisen, als geleiteten sie einen Trauerzug. Dann folgte die Hauptmenge der Reiter, zu zwei und zwei nebeneinander, ernste würdige Gestalten mit aus-

drucksvollen scharfen Zügen und dem ganzen Pomp der alten türkischen Tracht. Solche gestickten Seidenstoffe solche Turbane und Gürtel, solche Waffen sieht man sonst höchstens vereinzelt einmal bei einem Sammler. Das ist alles alter Familienbesitz, vielleicht seit Jahrhunderten vom Vater auf den Sohn vererbt, und die heutigen Inhaber tragen diese Prachtstücke mit demselben natürlichen Anstand, derselben stolzen Freude, wie etwa die Tochter eines alten deutschen Fürstenhauses den kostbaren Familienschmuck. Die reiche Ausstattung erstreckt sich auch auf die Pferde, sie haben alle gestickte Sättel und Decken, wie sie der Türke liebt, bunte Quasten, Perlenketten und Amulette hängen an Hals und Rücken, künstlich gearbeitete Silberschnallen verzieren das Riemenzeug, und die kleinen klugen Thiere wissen ganz gut, wie schön geschmückt sie sind; noch einmal so stolz tragen sie den feinen Kopf auf dem starken schön gebogenen Hals. Lange sah ich dem Zuge nach, bis die letzte der schweren Seidenfahnen jenseits des Porsuk verschwunden war und nur noch die getragene Musik der Derwische herübertönte — wie eine Klage um die entschwundene Herrlichkeit der osmanischen Ritterzeit.

Die Erinnerung an Osman und seine wilden Schaaren, die dem altersschwachen byzantinischen Regiment in Anatolien den Garaus machten, begleitet uns auch, wenn wir der neuen Eisenbahnstrecke nach Kutaja zu folgen. Etwa 10 Kilometer stromaufwärts erheben sich auf einer steilen Felsplatte die grauen Mauern von Karadscha-schehir, ursprünglich eine der ältesten Burgen

der seldschukischen Eroberer, dann der erste Sitz der Karaketschili, die von hier aus weithin das Land überschauten. Noch sind die Grundmauern zahlreicher kleiner Häuser erhalten, nachlässig aus Kopfsteinen und Kalk erbaut; auch die Mauern der eigentlichen Burg sind eilfertig hergestellt und nicht sehr stark; man sieht die Erbauer verließen sich mehr auf die natürliche Sicherheit des steilen Felsens und auf den Schutz ihrer eigenen Manneskraft als auf Mauern und Thürme. Sultan Abdul Hamid, der das Andenken an seine Vorfahren mit großer Pietät pflegt, hat am Fuße der Burg ein Dorf für Nachkommen Osmans erbaut, das dem Erbauer zu Ehren Hamidieh heißt. Mit seinen regelmäßigen weißen Häusern, sauber und langweilig wie aus einer Spielzeugschachtel genommen, sticht es seltsam ab gegen das wilde, düstere Gemäuer droben auf dem Felsen. Die überschäumende trotzige Volkskraft des Osmanenthums ist still und zahm geworden, der Osmanli von heute ist ganz zufrieden, wenn er in dem saubern weißen Häuschen wohnen und seinen Acker bestellen kann, und er hat gar nichts dagegen einzuwenden, wenn ihm die Gjaur eine Eisenbahn bei seinem Dorfe vorbeiführen. Das Kilé (= 22,5 Kilo) Gerste kostete vor Eröffnung der Eisenbahn in Eskischehir 7 Piaster (= 1,30 M.), heute wird es mit 13 Piastern (= 2,40 M.) bezahlt — das ist ein Rechenexempel, das dem anatolischen Bauern die Vorzüge der Eisenbahn nachdrücklich zu Gemüthe führt. So ist es natürlich, daß wir auf der weiteren Reise nach Konia immer wieder gefragt wurden, wann die

Eisenbahn kommen würde, und daß das Wort „mendis" = Ingenieur in ganz Anatolien einen sehr guten Klang hat. Schreiten die Arbeiten, welche leider neuerdings durch die Cholera etwas gehemmt worden sind, mit der anfänglichen Rüstigkeit fort, so wird es nicht allzu lange dauern, bis der erste Eisenbahnzug in die heilige Stadt der Derwische, das alte Ikonium, einläuft. In den ersten sechs Wochen war die Arbeit zwischen Eskischehir und Kutaja bereits erstaunlich gefördert, und es war eine Freude, zu sehen, wie emsig hier geschafft wurde. In Abständen weniger Kilometer tauchten immer wieder die grünen Leinwandzelte der Arbeiterbataillone auf, und in den verschiedensten Zungen, auf griechisch, französisch, italienisch und deutsch wurden wir bewillkommt. Ein junger Aufseher, den wir seines dunklen Teints wegen für einen Südländer hielten und französisch ansprachen, erwiderte auf deutsch, und sagte auf unsere Frage: „Sind Sie Deutscher?" stolz: „Gott sei Dank, ja." Eine so frische Aeußerung des Nationalgefühls thut besonders wohl in einem Lande, wo die gemeinsame Arbeit von Angehörigen verschiedener Nationen und der Zwang, beständig mehrere Sprachen nebeneinander zu gebrauchen, das nationale Bewußtsein oft etwas verblassen läßt.

Die Schwierigkeiten, welche die Bahn zwischen Eskischehir und Kutaja zu überwinden hat, sind bei weitem geringer als die der früheren Strecke, aber deshalb stehen die malerischen Defilees des Indsche-ßu auch an Großartigkeit des landschaftlichen Charakters denen des Kara-ßu bei Vesirhan erheblich nach. Die

Hochebene ist eben bei Bos-ojük (50 km vor Eskischehir) im Wesentlichen erstiegen, und von nun an giebt es keine beträchtlichen Höhenunterschiede für die Eisenbahn mehr. Kutaja liegt nur etwa 200 Meter höher als Eskischehir, aber die außerordentliche Frische und Reinheit der Luft läßt zunächst einen viel größeren Abstand gegen das nicht ganz fieberfreie Eskischehir voraussetzen. Vor letzterem hat es auch die ungemein malerische Lage voraus. Im Süden überragt von dem stattlichen Gipfel des Adschem-Dagh, lehnt es sich im Westen an den steilen Burgberg an und wird rings von einem weiten Kranz von Gärten umschlossen, die auch im Oktober noch das üppige Grün des Sommers zeigten.

Diese Frische der Vegetation verdankt die Stadt ihrem außerordentlichen Wasserreichthum. Ueberall rieseln die Quellen, es giebt in der Stadt gewiß an hundert laufende Brunnen, deren Rückseite nicht selten ein antiker Grabstein bildet. Die phrygischen Grabstelen der Kaiserzeit haben meist die Form einer verschlossenen, reich ornamentirten Thür — der letzte Abglanz der prächtigen altphrygischen Fassaden an den Felsengrüften — und nun passen diese Thüren vortrefflich zum Brunnenschmuck; aus dem verschlossenen Innern des Felsens dringt durch die Pforte das belebende Naß.

Aus seiner Glanzzeit unter den seldschukischen und den ersten osmanischen Sultanen, wo die Stadt fast alle Moscheen Konias und Brussas, später auch Stambuls mit dem prächtigen Schmuck ihrer herrlichen Fayencen versorgte, hat sich Kutaja eine sehr inter-

essante Fayence-Industrie bewahrt. Die alten Kutaja-Fayencen werden heute von Sammlern und Museen fast mit Gold aufgewogen, und das wissen leider die Händler in Konstantinopel sehr wohl; aber auch die neuen Erzeugnisse verdienen viel mehr Beachtung, als sie bisher gefunden haben. Sicher stehen sie den alten Arbeiten an Güte der Glasur, wohl auch an Farbenschmelz nach, aber der orientalische Formenreichthum ist in ihnen noch überraschend lebendig, und von dem Fluch aller orientalischen Kunstindustrie, der Anlehnung an schlechte europäische Vorbilder, sind die Fayencen von Kutaja, Gott sei Dank, noch ziemlich verschont geblieben. Zwei alte Töpfer sind es jetzt hauptsächlich, die feinere Fayencen herstellen, und der Besuch einer solchen Werkstatt ist sehr lohnend. Zunächst fällt der völlige Mangel fabrikmäßiger Ordnung auf. Tritt man in das niedrige Holzhaus ein, so ist man beständig in Gefahr, sich den Kopf an einem der Bretter zu stoßen, auf denen ganz oder halbfertige Waare, oder auch ein Töpfer bei seiner Arbeit Platz gefunden haben. Drei oder vier Arbeiter sitzen an ihren Töpferscheiben und arbeiten mit dem schönen hellen Thon, geschickt, aber ohne jede Hast. In einem Kämmerchen von der Größe eines Vogelbauers wirkt der wichtigste Mann der Werkstatt, der Zeichner, ein alter weißbärtiger Türke mit klugen Augen, der mit sicherer Hand die Krüge, Becher, Flaschen, Teller und Tischkacheln zeichnet und bemalt. Von Mustern habe ich nichts gesehen, er trägt sein Musterbuch im Kopf, und wiederholt deshalb natürlich niemals ein

Stück mit absoluter Genauigkeit. Darin liegt eben bei diesen Fayencen, ebenso wie bei den orientalischen Teppichen, ein Theil ihres Reizes, daß man trotz aller Verwandtschaft der einzelnen Arbeiten doch niemals zwei gänzlich übereinstimmende findet, jedes Stück hat seine eigene Individualität.

Der Vorrath an fertiger Waare, den wir sahen, war sehr groß, theils steckte er in dunklen Kammern, theils in einem großen Bodenverschlag dicht am Dach, die Preise waren nicht gerade niedrig, ein sorgfältiger Handwerker kann eben selbst in Anatolien nicht so billig arbeiten wie eine Fabrik. Wenn die Bahn erst eröffnet ist, so wird der Absatz für die Kutaja-Fayencen sehr erleichtert sein, und ich denke schon jetzt mit Bedauern an die dann vermuthlich entstehende Fabrik, in der Schablone und europäischer Einfluß diese reizvolle Industrie verderben werden! Die schöne Blume orientalischen Kunsthandwerks entfaltet sich eben nur in dem engen Raume des stillen mohamedanischen Hauses, verpflanzt man sie in das lärmende Getriebe einer abendländischen Fabrik, so büßt sie unrettbar Duft und Schmelz ein. So ist es der Teppichweberei ergangen, so wird es ohne Zweifel auch der Kunsttöpferei von Kutaja ergehen. Das ist einmal nicht zu ändern. Die Eisenbahn, die für Anatolien ein unsagbarer Segen und der Beginn eines neuen Lebens ist, wird gewisse Reize des Orients so unbarmherzig vernichten, wie sie vor einem halben Jahrhundert in Deutschland die Poesie des Posthorns vernichtet hat.

III.

Ein Ausflug zu den anatolischen Meerschaumgruben.

April 1894.

Der Meerschaum hat für die meisten Menschen etwas Räthselhaftes. Das Kind sieht mit scheuer Bewunderung die langsam sich bräunende Meerschaumspitze oder Pfeife des Vaters, die anzufassen streng verboten ist, — und es sammelt wohl am Ostseestrande in gutem Glauben an die Bedeutung des Namens den schmutziggelben Schaum, den die Wogen gelegentlich auswerfen, in der Hoffnung, daraus den Stoff zu einem schönen Pfeifenkopf zu gewinnen. Wenn diese kindliche Vorstellung überwunden ist, so tritt bei den Meisten doch keine klarere an ihre Stelle, der Meerschaum gehört zu den vielen Dingen, die wir täglich sehen, ohne uns über ihre Herkunft und Gewinnung irgendwelche Gedanken zu machen. So dürfte es sehr vielen Lesern unbekannt sein, daß der Meerschaum fast ausschließlich auf einem eng begrenzten Gebiet Kleinasiens dicht bei Eskischehir, der alten Phrygerstadt des Dorylaos, vorkommt und hier seit Jahrhunderten auf sehr kunstlose Weise gewonnen wird. Eskischehir ist durch die anatolische Eisenbahn dem europäischen Verkehr jetzt verhältnißmäßig nahe gerückt, und die Zahl der Reisenden mehrt sich, die mit dem Besuch Konstantinopels den mühelosen und anziehenden Abstecher in das Herz Kleinasiens verbinden. Wer aber glaubt, in der Meerschaumstadt Eskischehir eine gute

Gelegenheit zum billigen Erwerb schöner Meerschaumspitzen zu finden, der wird sich getäuscht sehen, höchstens ganz einfache kleine Cigarettenspitzen werden am Ort angefertigt; in der Stadt erhält der Meerschaum nur die erste Pflege, deren der anspruchsvolle Stein bedarf, verarbeitet wird er ausschließlich in Europa. Noch schwerer wird es dem Reisenden glücken, einen Einblick in die Gewinnung des Steins zu erlangen, denn die beiden Grubenbezirke bei den Dörfern Sari-odschak im Südosten und Gündüsler im Nordosten von Eskischehir sind doch immerhin noch 20 bezw. 25 km schlechten Landweges von der Stadt entfernt, und ein Besuch der Gegend ohne einen oder mehrere Saptiehs ist nicht rathsam. Die gesammten Gruben unterstehen einem staatlich angestellten Pächter, der gegen Bezahlung von 5 Lt. (92,5 Mark) die Berechtigung zum Graben ertheilt und von dem Gewinn 15 v. H. für sich erhebt. Wer seinen Schürfschein gelöst hat, kann in dem Bezirk graben, wo er will und wie er will, irgend welche staatliche Ueberwachung des Betriebes giebt es nicht. Es sind nicht gerade die besten Elemente, die in den Gruben thätig sind, viele Burschen, die sich dem Militärdienst entziehen wollen, und selbst zahlreiche entlaufene Sträflinge, wenn auf die Angaben der beiden türkischen Meerschaumhändler Verlaß ist, mit denen ich den Ausflug zu den Gruben bei Gündüsler unternahm. Wir hatten viel Zeit zu Mittheilungen über die Meerschaumindustrie, während wir zu Viert in einer Araba, dem federlosen anatolischen Planwagen, eingeschachtelt langsam über den holprigen Landweg kutschirten. Es war ein klarer, kalter Aprilmorgen, eine dünne Eisschicht

hatte Nachts die Wasserlachen am Wege überzogen, der Nordwind blies scharf durch das Leinwanddach unserer Araba, fröstelnd hüllten sich meine Begleiter in ihre schönen Pelze, und ich stellte ohne große Befriedigung fest, daß man in der zweiten Hälfte des April unter einer Breite von 39° 45′ noch frieren kann wie in Deutschland im Dezember. Doch hatten wir alle Ursache, dem scharfen Nordwind dankbar zu sein, denn sein anhalten des Blasen hatte die Wege einigermaßen fahrbar gemacht; noch vor einer Woche wäre hier kein Wagen von der Stelle gekommen. Die ersten Stunden führte der Weg durch die fruchtbare Ebene des Porsuk oder Kodscha-ßu, wie er in Eskischehir heißt, dann erstiegen wir langsam die öden, niedrigen Vorberge des Bos-dagh, dessen langgestreckter, ungegliederter Rücken recht der Typus für die eintönigen, reizlosen Gebirgsketten der kleinasiatischen Hochebene ist. Auf diesen Vorhöhen liegen die Meerschaumgruben, schon von Weitem durch die Erdhaufen, die jeden Schacht umgeben, kenntlich. Zu vielen Hunderten erheben sich rings auf dem graugrünen Boden die gelben Hügel wie große Maulwurfshaufen auf einem schlecht gepflegten Grasplatz. Weitaus die meisten sind verlassen, aber bei einer Anzahl wurde gearbeitet. Der Betrieb ist ein unglaublich roher: in den ziemlich weichen Boden wird ein senkrechter Schacht getrieben oft von bedeutender Tiefe, und von seiner Sohle aus gräbt der Taschdschi (Bergmann) Seitenstollen nach verschiedenen Richtungen, wo er gerade Meerschaumklumpen zu finden hofft, die wie die Rosinen in einem Kuchen in der Erde verstreut sind. Die Förderung der Steine und der aus-

gegrabenen Erde erfolgt mit einer einfachen Handwinde, die über dem Einsteigeschacht steht; der eine Taschdschi windet die Körbe herauf und leert sie, während der andere unten hackt. Von irgendwelchem Abbau, von Holzstützen, die in dem weichen Boden unerläßlich scheinen, ist keine Rede. Nicht einmal eine Leiter zum Einfahren giebt es, vielmehr sind in die Seitenwände des Schachtes Löcher gehackt, in die der Arbeiter abwechselnd Ellenbogen und Füße stemmt. Bei diesem Mangel jeglicher Sicherheitsmaßregeln müssen häufig Unglücksfälle vorkommen, aber das macht nichts, dann hat es Allah eben so gewollt. Furcht vor dem Tode ist dem Türken fremd.

Es ist mir leider nicht geglückt, in die Gruben einzufahren, meine Begleiter, die selbst niemals unten waren, erklärten mir schon auf der Fahrt: „olamas effendim“ (Herr, das ist unmöglich), und der Taschdschi, dem ich meinen Wunsch unter Verheißung eines Bakschischs ausdrückte, sah mich erstaunt und mißtrauisch an und weigerte sich so entschieden, daß ich von dem Versuche abstand. Dagegen gewann ich einen Einblick in die ziemlich freudlose Existenz der Arbeiter. Das Dorf Marge ist ausschließlich von Taschdschis bewohnt, die dort allein, ohne Frauen und Kinder, in elenden Hütten hausen, von denen manche halb in die Abhänge einer Thalschlucht getrieben sind und mehr Höhlen als Hütten gleichen. In eine dieser Höhlen führten mich meine Begleiter, und bald füllte sich der niedrige, aber ziemlich ausgedehnte Raum mit Arbeitern, die sich schweigend hinkauerten, schweigend ihren Selam machten und uns schweigend anstarrten; nur ein weißbärtiger Alter führte das Wort.

Es waren Alles kräftige Gestalten, meist unter 40 Jahren, die Gesichter fahl, wie es die Arbeit unter der Erde mit sich bringt, der Ausdruck fast durchgängig finster, trotzig. Der Tracht fehlten die lebhaften Farben, die der Türke sonst liebt. Ihre kurzen braunen Sackhosen ließen die Beine vom Knie an nackt, Strümpfe trugen trotz der Kälte nur Zwei oder Drei, die Anderen saßen barfuß in der Hütte, denn die niedrigen schweren Schuhe hatten sie, wie es die türkische Sitte verlangt, vor der Thür gelassen. Ein strammer Bursche von etwa 18 Jahren, der schön gewesen wäre, hätte ihn nicht das Fehlen eines Auges entstellt, bereitete uns den unvermeidlichen Kaffee in gewohnter Güte, und ein pockennarbiger Geselle mit einem ausgesprochenen Galgengesicht überreichte mir eine selbstgedrehte und geleckte Zigarette, die zu rauchen ich mich trotz der auf anatolischen Reisen gewonnenen Abhärtung nicht überwinden konnte. Wenn ich die Gesichter der Schaar betrachtete, konnte ich mir nicht verhehlen, daß ich noch niemals in so wüster Gesellschaft Kaffee getrunken hatte, aber natürlich war ich in der Begleitung der im Orte wohlbekannten Händler vollkommen sicher. Bald entspann sich der Handel, der meine Begleiter noch einen Tag in Marge festhielt, während ich in der Araba mit meinem Diener nach Eskischehir zurückkehrte.

Der Meerschaum ist, wenn er aus der Grube kommt, von einer Erdschicht umgeben, er wiegt ziemlich schwer und hat zunächst mit der weißen leichten Masse unserer Zigarrenspitzen wenig Aehnlichkeit. Die Größe der Stücke ist sehr verschieden, von der eines Apfels

steigt sie bis etwa zu der eines Kürbis. In diesem rohen Zustand verkauft der Taschdschi die Steine an den Isnaf, den Kleinhändler, und zwar ist die Maßeinheit der Sack, der mit 200 Piastern (= 37 M.) bezahlt wird.

Die Kleinhändler, zu denen auch meine Reisegefährten gehörten, bringen die Steine nach Eskischehir, reinigen sie dort etwas von der anklebenden Erde und ordnen sie nach der Größe in vier Klassen, welche die deutschen Namen Lager, Großbaumwolle, Kleinbaumwolle und Kasten tragen. Ueber Sinn und Ursprung der seltsamen Bezeichnungen für die beiden mittleren Größen konnte ich nichts erfahren. Von dem Isnaf übernimmt wieder der Tüdschar, der Großhändler, den Meerschaum in Kisten, deren Größe etwa dem Sacke des Taschdschis entspricht, er bezahlt gegenwärtig etwa 7—8 Lstrl. (130—148 M.) für die Kiste. Von den Großhändlern ist augenblicklich in Eskischehir der bedeutendste ein deutscher Unterthan, Herr Cohn, dessen Hilfsbereitschaft und Gastlichkeit bei allen Besuchern Eskischehirs in gutem Andenken steht. Der Tüdschar sortirt zunächst die Steine nach ihrer Güte in 12 Klassen, und der richtige Blick für diese Scheidung ist ein wichtiges Erforderniß seines Berufs. Sodann trocknet er den Meerschaum, der mit der eingesogenen Feuchtigkeit den größten Theil seines Gewichtes verliert. Im Sommer dienen die flachen Dächer der Häuser als Trockenböden, im Winter benutzt man geheizte Kammern zu diesem Zweck. Darauf wird der Stein unter möglichster Schonung seiner Masse abgeschliffen und mit Wachs

polirt. In diesem Zustand kommt er in den europäischen Handel, und zwar ist Wien der Mittelpunkt der europäischen Meerschaumindustrie, zu dem das gesammte Material geschickt wird. Die Wiener Fabrikanten verarbeiten Sorten jeder Beschaffenheit, während an andern Orten nur ganz bestimmte Sorten verlangt werden, so geht ein Theil der besten nach Paris, in Belgien verbraucht man die mittleren, in Ruhla die geringsten Sorten. Was den Meerschaum theuer macht, ist wesentlich die viele Arbeit, die seine Herrichtung erfordert; der Rohstoff selbst wird, wie oben angeführt, sehr billig bezahlt. In den letzten Jahren leidet der Handel sehr unter der geringen Nachfrage, der Meerschaum ist mehr und mehr aus der Mode gekommen. In der Türkei selbst ist er niemals sehr beliebt gewesen, und in Europa ist dem Raucher die Muße, fast möchte ich sagen die Andacht, abhanden gekommen, mit der unsere Väter sorgsam und bedächtig die kostbaren Meerschaumköpfe und Spitzen anzurauchen pflegten. So scheinen die Aussichten für diese eigenartige Industrie nicht sehr günstig, aber bei einem Luxusartikel, wie der Meerschaum es ist, vermag ja Niemand zu sagen, ob nicht die Laune der Mode sich seiner wieder bemächtigt und die Preise wieder in die Höhe treibt wie in jenen goldenen Zeiten des Meerschaumhandels, als die reichen Mynheers von Amsterdam und Rotterdam gute Stücke mit ebenso viel Dukaten bezahlten als sie jetzt Mark werth sind.

IV.

Seldschukenbauten in Anatolien.

Juni 1894.

Die Seldschuken gehören zu den Völkern, deren Andenken die Geschichte nicht gerecht geworden ist. Wohl kennt man die Namen Kilidsch-Arslan und Alaeddin von den Kreuzzügen her, aber daß dies Volk eine reich-entwickelte Kultur besessen, daß von dieser Kultur noch herrliche Reste erhalten sind, das wissen wohl nur die Wenigen, die ein günstiges Geschick in die schönen Hochebenen des inneren Kleinasiens geführt hat.

1103 gründen David und Kilidsch-Arslan das Sultanat von Konia. Ein Jahrhundert vergeht mit Thronstreitigkeiten, aber dann faßt ein hochbegabter Herrscher Alaeddin I. Keikobad (1220—1236) die Kraft seines Volkes zusammen, dehnt sein Reich fast über ganz Kleinasien aus und prägt dem Lande durch eine Fülle großartiger Bauten für immer den Stempel seldschukischer Kultur auf. An seinem Hofe finden die Dichter und Gelehrten Persiens eine Freistatt, als sie von den Mongolenhorden Tschengis-Chans aus ihrer Heimath vertrieben worden, in Konia gründet der Mystiker Mewlana Dschelaleddin jenen seltsamen Mönchsorden der tanzenden Derwische und versieht die Stadtmauern mit einer dunklen talismanischen Inschrift, die bis in unser Jahrhundert hinein die fromme Stadt geschützt hat. So gewinnen die Fürsten von Konia für die arabisch-persische Kultur eine ähnliche Bedeutung wie die italienischen

Fürsten der Renaissance 200 Jahre später für die aus Byzanz verdrängte hellenische. Als dann die Seldschuken schnell ihren Vettern, den aus derberem Holz geschnitzten Osmanen erliegen, da hinterlassen sie den Erben ihrer Herrschaft auch ihre Kultur, und die Bauten von Brussa und Isnik (Nicaea) zeigen, wie wohl befähigt der kräftige Türkenstamm war, im Geiste der Seldschuken in Kleinasien weiter zu wirken. Aber es blieb bei vielversprechenden Anfängen. Der Kampf um die einzige Stadt am Bosporus und später ihr Besitz drängten die Sorge für Anatolien in den Hintergrund, und Jahrhunderte hindurch geschah für Anatolien so wenig wie in der späteren byzantinischen Zeit.

Was jetzt im Innern Anatoliens an Menschenwerk Großes und Imposantes besteht, das ist mit sehr wenigen Ausnahmen von den Sedschuken geschaffen.

Schon in Eskischehir zeigt eine schön geschwungene Brücke über den Sary-ßu nahe der Stadt in ihrer vornehmen Einfachheit und der vorzüglichen Technik ihrer Quaderfassaden die Kennzeichen seldschukischer Baukunst. Geht man dann weiter nach Süden, so trifft man in Seidi-Ghasi ein bedeutendes Denkmal derselben Architektur. Auf einem steilen Hügel oberhalb des Städtchens, weithin sichtbar, ragt das Derwischkloster, das der große Sultan Alaeddin über den Gebeinen des arabischen Helden Batal-Ghasi erbaute. Vielfach zerfallen und schlecht geflickt wirkt dies scheinbar ganz willkürliche Gemisch von großen und kleinen Kuppeln, von Hallen und Minarehs noch immer groß und malerisch. Mit der Freude an farbiger Wirkung, die den Seldschuken

eigen ist, sind bunte Marmorplatten und rothe Porphyrsäulen in Mauern und Hallen verwendet, und leicht erkennt man, daß die Säulen aus einer byzantinischen Kirche stammen, daß die schönen Marmorblöcke noch die pomphaften Inschriften tragen, mit denen einst die Gemeinde von Nakolea römische Kaiser und verdiente Bürger ehrte. Diese naive Benutzung antiken Materials ist für die Seldschuken ganz charakteristisch. Auch die Byzantiner bauen oft genug mit antiken Inschriftsteinen, aber sie haben anscheinend dabei immer die Empfindung des Diebstahls, deshab verstecken sie die Schriftfläche oder meißeln sie aus; die Seldschuken fühlen sich als Herren, sie nehmen offen, was sie gebrauchen können, und das sorgfältige Ornament eines Grabsteins, die zierlichen Schriftzüge der Antoninenzeit sind ihnen oft ein willkommener Schmuck, den sie mit geschickter Berechnung seiner Wirkung anzubringen wissen. Während die Wandflächen nur durch Material und Farbe wirken, ist der ganze Reichthum orientalischer Detailarbeit auf den Rahmen und die Flügel der Thür gehäuft, die zur Türbeh des Araberhelden führt. Die Erinnerung an den tapferen Batal-Ghasi, dessen Sarg etwa vier Meter lang sein mag, ist in der Gegend lebendiger, als es sonst in Anatolien historische Erinnerungen zu sein pflegen. Als wir bei einem drei Stunden entfernten Berg, dem Kirkkys-dagh (40-Mädchenberg) vorbeiritten, erzählte mir Selim-Tschausch, mein alter Saptieh: „Hier saßen vierzig Schwestern, die webten für Batal Teppiche, jetzt sind sie drinnen im Berg.“ — Auch daß Sultan Alaeddin das Kloster gebaut habe, wußte man im Orte

sehr wohl, während in der Regel die Seldschuken dem heutigen Anatolier selbst bis auf den Namen fremd geworden sind. So wurde mir gleich der nächste große Seldschuken-Bau, das Schloß von Afiun-Karahissar, das auf seinem phantastisch spitzen Trachytkegel den Burgen früher niederländischer Bilder gleicht, in der Gegend ganz allgemein als ein „Dschenewis japma“, ein Genueser Werk bezeichnet, während es die sicheren Kennzeichen seldschukischer Technik und an seinem schönen Quaderthor noch eine arabische Inschrift trägt. Die nachhaltige Wirkung der Genueser auf die Phantasie des anatolischen Volkes ist psychologisch höchst merkwürdig: Alles, was dem Bauern zu alt oder zu großartig erscheint, als daß er es der Türkenherrschaft zutrauen möchte, ist ihm „dschenewis“, genuesisch, mag es nun ein altphrygisches Felsengrab, ein griechischer Inschriftstein, ein byzantinischer Thurm oder eine seldschukische Brücke sein. Dieser in ganz Anatolien herrschende Glaube an Macht, Alter und Kunst der Genueser ist um so auffallender, als es im Inneren des Landes, so weit ich es kenne, ganz und gar keine Spuren genuesischen Wirkens giebt.

Folgt man von Afiun-Karahissar, das die neue Eisenbahn in einem Jahr erreichen soll, der projektirten Bahnlinie weiter, so mehren sich die Spuren seldschukischer Kultur in demselben Maße, als man sich der Stadt Konia, dem Hauptsitz ihrer Macht, nähert. Immer wieder sieht man vor Allem die großartigen Karawanenserais mit weiten Höfen, einem stattlichen Gotteshaus in ihrer Mitte, und mit mehrschiffigen ge-

wölbten Ställen für Kamele und Pferde. Eine Perle seldschukischer Architektur ist namentlich die leider stark zerfallene Tasch-Medresseh in dem freundlichen Städtchen Akschehir. Hier sind die Grundzüge einer byzantinischen Kirche beibehalten, aber über den byzantinischen Säulen wölbt sich das seldschukische Hufeisen und ein herrlicher Bogen schließt die Apsis ab. Neben dem Weiß des Marmors leuchtet das goldene Braun des Basalts und an dem schlanken Minareh glänzen die farbigen Ziegel. Diese Kacheltechnik lernt man in ihrem vollen Glanze erst in Konia kennen, sie ist ein besonderes Verdienst der Seldschuken. Sie haben die in Persien längst bekannte Fayence nach Anatolien verpflanzt und in Kutaja eine Industrie ins Leben gerufen, die Jahrhunderte lang erst den Bauten der Seldschuken, dann denen der Türken den farbenreichsten Schmuck verliehen hat und noch heute in dem bescheidenen Umfange geübt wird, den ich in einem früheren Briefe geschildert habe. Die Türken haben diese Dekorationsweise mit besonderer Liebe gepflegt, und die Rustem-Pascha-Moschee, die Türbeh Sultan Suleimans, der Tschinilikiosk und vor Allem der köstliche Bagdadkiosk im alten Serai sind mit Recht das Entzücken jedes Besuchers von Konstantinopel, aber alle diese Bauten werden doch von der großen Karatai-kebir Medresseh in Konia noch weit übertroffen. Wände, Pfeiler, Bögen und die große Kuppel sind hier vollkommen mit farbigen Kacheln belegt, und die Wirkung dieser reichen stilsicheren Ornamentik, dieser tiefen satten Farben ist unvergleichlich schön. Seit Kurzem hat man auch in Konstantinopel Gelegenheit,

die Höhe seldschukischer Fayencekunst in einer köstlichen Probe zu bewundern. Der hochverdiente General-Direktor der ottomanischen Museen Exzellenz Hamdy-Bey hat aus dem ganz verfallenen Palaste des Sultans Alaeddin in Konia eine Gebetsnische nach Stambul gerettet und ihr im neuen Museum den gebührenden Ehrenplatz gegeben. Für die Wirkung, die dieses Prachtstück, nach den Sidonischen Sarkophagen wohl der größte Schatz des Museums, auf Jedermann ausübt, ist ein Vorfall bezeichnend, dessen Augenzeuge ich war. Als ich eines Mittags den menschenleeren Saal betrat, sah ich, wie ein alter Türke mittleren Standes seine Schuhe auszog, unter der Schnur, die einen Theil des Saales abschließt, hindurchschlüpfte und auf einem der schönen alten Teppiche vor der Gebetsnische Sultan Alaeddins sein Gebet verrichtete. Die Nische ist den Raumverhältnissen des Museums entsprechend aufgestellt und nicht nach Mekka orientirt, aber die Schönheit des Kunstwerks ließ den Alten die sonst stets so sorgfältig beobachtete Richtung vergessen.

Der Palast Alaeddins, der noch im Anfang dieses Jahrhunderts ganz leidlich erhalten war, hat besonders in den Kriegen Sultan Mahmuds mit Mehemed Ali sehr gelitten und ist jetzt eine traurige Ruine, aber noch mancher andere Bau zeugt in Konia von dem Glanze jener Zeit. So besonders die Sahib Attar-Moschee, bei der freilich das Material, ein weicher, dem Maltastein ähnlicher Stein, den Baumeister zu einem Uebermaß von Detailornamentik verführt hat, daß die monumentale Wirkung beeinträchtigt.

Wer aber ein volles Bild von der Größe und Macht der Seldschukenkultur gewinnen will, der darf den Weg ostwärts in die Salzwüste nicht scheuen. Unabsehbar dehnt sich die weite Steppe ohne Bäume, ohne Graswuchs, ohne Feldbau und fast ohne Menschenwohnungen nach dem großen Salzsee hin, eintönig und todt. Aber mitten in der grenzenlosen Oede, 100 Kilometer von Konia, erhebt sich der gewaltige, festungsartige Sultan-Han, eine Schöpfung Alaeddins. Es erscheint wie ein Traum, wenn man plötzlich vor dem 13 Meter hohen Thor aus weißem und grauem Marmor steht, das an Reichthum der Ornamentik, an Vollendung der Ausführung und an Reinheit des Stils alle ähnlichen Thorbauten Anatoliens und Stambuls weit hinter sich läßt.

Durch das Thor tritt man in den geräumigen Hof, ärmliche Hütten haben sich jetzt darin eingenistet, aber sie haben das Bild der alten Herrlichkeit nicht verwischt. In der Mitte ragt auf vier Spitzbögen ein schlanker Thurm, der als Moschee diente, links führen sieben Portale, alle reich und alle verschieden, in die hohen gewölbten Kammern der Kaufleute, rechts nimmt eine offene Halle mit doppelter Pfeilerstellung die ganze Länge des Hofes ein. Hier suchten einst die ernsten, langbärtigen Kaufleute Schutz gegen die glühende Sonne, tranken schweigsam ihren „Kaweh“ und hielten ihren „Kjef“ — der höchste Lebensgenuß der Orientalen. An der Rückseite des Hauses führt ein Thor von ähnlicher Pracht wie der Haupteingang in die Ställe, Ställe, die in jedem anderen Lande der Welt für eine stattliche

Kirche gelten würden. Vier Pfeilerreihen tragen stolze Spitzbögen und theilen den 50 Meter langen, 30 Meter breiten Raum in fünf Schiffe, über seiner Mitte ragt eine zierliche achteckige Kuppel. Die ganze Anlage ist außen mit starken Quadermauern aus einem bräunlichen Kalkstein umschlossen, aus denen zahlreiche runde und polygonale Thürme hervortreten, nur das eine Thor durchbricht die starren Wände. Schwerlich hat jemals ein Herrscher der kulturhistorischen Bedeutung des Handels eine so glänzende Huldigung dargebracht, wie Alaeddin in diesem Bau, der jenen vollendeten Einklang von Schönheit und Zweckmäßigkeit zeigt, den ein jedes Volk nur kurze Zeit auf der Höhe seines Kulturlebens zu erreichen weiß.

Die Jahrhunderte sind an dem stolzen Werk nicht ohne Spuren vorbeigegangen, gar mancher Stein ist herabgestürzt, mancher Thurm zeigt Risse, und in der Rückwand klafft eine große Bresche. Das ist der schwache Punkt der ganzen Seldschukenarchitektur: diese schönen, scheinbar für die Ewigkeit gefügten Quadermauern sind nicht so fest, wie sie erscheinen. Die Quadern sind nur Verblendsteine, der Kern der Mauern besteht überall aus Bruchsteinen mit sehr reichlichem Kalkmörtel. Sobald nun das Dach schadhaft geworden ist, dringt die Feuchtigkeit in den Mauerkern ein und treibt die Verblendquadern allmählich aus den Fugen. Gegen solches Schicksal sind die antiken Quaderbauten gesichert. Noch steht in Angora der Tempel des Augustus mit dem berühmten Rechenschaftsbericht des Kaisers über sein Wirken, noch steht ferner in Tschandir-hissar, dem alten

Aezani, unweit Kutaja der Tempel des Zeus, beide mehr als 1000 Jahre älter als die Seldschukenbauten.

Eine gleichgiltige, ja feindliche Bevölkerung hat Manches an ihnen zerstört, hat jede einzelne Säule des Zeustempels angehackt, um das Blei aus den Dübellöchern zu kratzen, aber die ohne jeden Kalk geschichteten Quadern haben der Zeit getrotzt, und noch ragen 16 schlanke Säulen stolz in die Luft. Die antiken Bauten der guten Zeit können sicherlich noch manches Jahrtausend stehen, aber die schönen, prächtigen Schöpfungen der Seldschuken werden kaum noch ein Jahrtausend überdauern. Sie werden vergehen, langsam aber unaufhaltsam, wie das hochbegabte Volk vergangen ist, das sie schuf.

V.

Die Cholera in Eskischehir.

August 1894.

Wenn in Berlin einige Wochen lang täglich 1700 Cholerafälle vorkämen, so würde sicherlich das ganze Bild der Stadt und ihres Lebens bis zur Unkenntlichkeit verändert sein. In Eskischehir haben wir jetzt seit etwa 20 Tagen entsprechende Erkrankungszahlen, nämlich 1 vom Tausend der Bevölkerung, — vorausgesetzt daß alle Fälle gemeldet sind, was ich nicht glaube —

und doch sieht die Stadt kaum anders aus wie sonst. Die Krankheit ist aus Siwrihissar eingeschleppt trotz umfassender Quarantäne-Maßregeln. Für jeden Eingeweihten sind diese Sicherheitsvorkehrungen, die so viel Geld kosten und allen Verkehr so empfindlich stören, geradezu lächerlich.

Wer will die weiten kahlen Bergrücken, die das kleinasiatische Hochland durchziehen, so dicht mit Posten besetzen, daß nirgends eine Lücke bleibt? Dazu würden mindestens ebenso viele Schwadronen erforderlich sein, wie jetzt Reiter zur Verfügung stehen. Die Hauptstraßen sind besetzt, aber jedem Fußgänger, selbst jedem Reiter, der die Gegend kennt, stehen hundert Schleichwege offen, auf denen er bei Nacht ohne Mühe und Gefahr durch die Postenkette schlüpft. Die reisenden Kaufleute und Beamten werden in den Quarantänestationen festgehalten, aber die armen schlechtgenährten Tagelöhner, die in einer von der Cholera ergriffenen Stadt keine Beschäftigung finden, wandern nachts über die Berge, ohne weiteres Gepäck als ein Stück Brot und eine Melone in ihrem Bündel mit sich zu nehmen, und gerade sie sind die Träger der Ansteckung. Auch in Eskischehir erkrankten zunächst neu angekommene Bahnarbeiter, die natürlich den Ort ihrer Herkunft verschwiegen hatten. In wenig Tagen pflanzte sich die Seuche auch in die eigentliche Stadt fort, und jetzt fordert sie etwa gleich viele Opfer in dem neuen, meist von Tataren bewohnten Viertel wie in der Altstadt. Erstaunlich ist die Ruhe und der Gleichmuth, mit der die Mohamedaner das Unglück ertragen. Die Arbeiter

sehen ihre Kameraden sterben ohne Klage und ohne Grauen, und es ist nicht etwa Rohheit, wenn die Bahnarbeiter mehr als einmal die am Tage gestorbenen Genossen dem Leiter des Oberbaues der neuen Eisenbahnlinie, Regierungsbaumeister Habich, abends vor die Thüre des Bureaus legten. Sie sagen sich einfach: „Was sollen wir mit der Leiche thun? Der Mendis (Ingenieur) ist unser Herr, der muß dafür sorgen“ — und damit er sie auch gleich findet, legen sie sie ihm vor die Thür. Vielfach verläuft die Krankheit so blitzschnell, daß von einer Ueberführung der erkrankten Arbeiter in ein Lazareth keine Rede sein kann, der Kranke stirbt, wo er sich niederlegte, etwa zwischen den Weiden am Fluß, wo die Leute zur Mittagszeit rasten. Die internationale Sanitäts-Kommission hat mit anerkennenswerther Schnelligkeit mehrere Aerzte geschickt, darunter einen ungarischen, der wissenschaftliche Bildung besitzt, aber die Thätigkeit der Herren wird durch die Gleichgültigkeit und das Mißtrauen der Bevölkerung sehr gehemmt. Eine der ersten hygienischen Maßregeln, die der Kaimakam (Landrath) auf Empfehlung der Aerzte versuchte, war das Verbot des Obstverkaufes. Die Absicht war gut, aber die Ausführung ganz unmöglich. Wohl konnte die Polizei auf dem Markte alle Melonen, Gurken, Kürbisse, Trauben und Tomaten beschlagnahmen und in den Fluß werfen, aber sie konnte nicht hindern, daß die Bürger der Stadt in ihre Gärten gingen und ihre Früchte dort verzehrten. Ganz Eskischehir ist umgeben von kleinen Gemüsegärten, in denen besonders Melonen und Gurken vorzüglich gedeihen, dort saßen

nun die Besitzer mit ihren Freunden den ganzen Tag und aßen um so mehr Obst, als sie es nicht durch Verkaufen nutzbringender verwerthen konnten. So traf das Verkaufsverbot die Obsthändler schwer, in der Sache nützte es aber nicht das geringste, schadete sogar eher und wurde deshalb nach wenig Tagen aufgehoben. Jetzt schmücken wieder große Berge dunkelgrüner Wassermelonen, blasser Schlangenkürbisse und hochrother Tomaten die Buden des Tscharschy und bilden trotz aller Mahnungen der Aerzte die Hauptnahrung des ärmeren Volkes. Erst vorgestern traf einer der Aerzte in einem türkischen Haus das Familienhaupt an der Cholera im Sterben liegend und die übrigen Familienmitglieder im Vorzimmer damit beschäftigt, rohe Gurken mit der Schale zu verzehren. Was soll da alle ärztliche Fürsorge helfen? —

Uebrigens ist die eingeborene christliche Bevölkerung, die Armenier und Griechen, trotz ihrer stark ausgeprägten Todesfurcht in ihrer Lebensweise kaum weniger unverständig als die Mohamedaner: Vor wenigen Tagen war das Fest eines Heiligen, an dem gewohnheitsgemäß der Genuß der frischen Trauben beginnt, da aßen auch diesmal trotz der Cholera alle Griechen ihre Trauben — um den Heiligen nicht zu kränken. Und dabei sind die Trauben dies Jahr in Folge ungünstiger Witterung in ihrer Entwickelung zurückgeblieben und würden auch ohne die Choleragefahr ein bedenkliches Essen sein. Uns Europäer, die wir den einfachsten Anforderungen der Vorsicht in Speise und Trank genügen, hat die Seuche bisher fast ganz verschont, nur ein junger, sehr tüchtiger deutscher Schlosser, ein frischer

hübscher Mensch von 18 Jahren, der noch letzten Sonntag in dem deutschen Gasthaus vergnügt seinen Schoppen Landwein trank, ist am Montag erkrankt und gestorben. Früh ging er noch zur Arbeit an den neuen Eisenbahnbrücken, bat während der Frühstückspause wegen Unwohlseins nach Haus gehen zu dürfen und war um 4 Uhr todt. — Auch ein alter italienischer Kutscher, Giovanni, mit dessen Pferden das meinige den Stall theilte, erkrankte vor einigen Tagen. Eilig holten mein Diener und ich mein Pferd aus dem Stall und einige Stunden später war der Alte eine Leiche. Trotz solcher Fälle glaube ich nicht in Gefahr zu sein; das Bewußtsein vernunftgemäß zu leben und wohl auch die Ruhe und Ergebenheit, mit der die Bevölkerung leidet, lassen keine Furcht aufkommen. Freilich wird man auch schwer ein Gasthaus in Anatolien finden, wo der Europäer so gut verpflegt wird, wie wir bei der vortrefflichen Frau Dadian, einer geborenen Böhmin. Die musterhafte Ordnung und Reinlichkeit macht die kleinen Zimmer behaglich, und die Küche vermag selbst einen verwöhnten Geschmack zu befriedigen.

Von den Rathschlägen der Aerzte und ihren Desinfektionen hält das Volk, wie bemerkt, nicht viel, aber es versucht auf andere Weise das Aufhören der Seuche herbeizuführen. Kein Mittel scheint dazu den gläubigen Mohamedanern geeigneter als ein großer „Kurban“ ein Opfer, und das ist denn gestern, den 23., mit höchster Feierlichkeit vollzogen worden. Mehrere Tage lang wurde in der ganzen Stadt, bei Mohamedanern und Christen, gesammelt und eine stattliche Summe

zusammengebracht, die zum Ankauf von etwa 50 Hammeln genügte. In Anwesenheit aller Militär- und Civilbehörden wurde gestern früh die ganze Heerde auf einem freien, weithin sichtbaren Platz oberhalb der Stadt geschlachtet, das Blut aufgefangen und alle Straßen mit einigen Tropfen davon besprengt. Jetzt wird nach der felsenfesten Ueberzeugung der Gläubigen in 11 Tagen die Krankheit erlöschen; thut sie es nicht, so ist bei Vollziehung des Opfers ein Fehler gemacht worden. Dieser naive Glaube hat etwas Rührendes, aber leider wird der Kurban wohl eher das Gegentheil des gewünschten Erfolges herbeiführen.

Es war ein schönes Bild, das sich auf der Anhöhe bei der Kaserne entfaltete. Rasch waren Zelte aufgeschlagen, eine große Zahl kleiner Feuer loderte auf, und in mächtigen Kesseln wurde das Fleisch der geschlachteten Thiere mit dem unvermeidlichen Pilav (Reis) gekocht, falls man nicht vorzog, die ganzen Hammel am Spieß zu braten. Eine festlich gekleidete Menge in orientalischer Buntheit drängte sich bis zum Nachmittag schmausend und singend zwischen Feuern und Zelten umher, heute konnte auch der Aermste so viel Fleisch und Pilav verzehren, als er nur irgend wollte. Unter dem strahlend blauen Himmel, im grellen Schein der Augustsonne wirkte die farbenprächtige Szene so heiter und lebensfreudig, daß gewiß kein unbefangener Zuschauer in ihr das ernste Opfer vermuthet hätte, mit dem ein schwer leidendes Volk seinen Gott zu versöhnen trachtete, man hätte geglaubt, ein fröhliches Volksfest zu schauen. Schwermüthig und klagend tönten freilich die Klänge der Daul

(Trommel) und des eintönigen Gesangs zu mir herüber, aber dem europäischen Ohr klingen orientalische Weisen ja fast immer traurig. Ohne Frage liegt in dem Opferfest eine direkte Gefahr für das weitere Umsich-greifen der Krankheit, und die Aerzte hätten es wohl gern verhindert, wenn sie gekonnt hätten. Tausende von Menschen, von denen sicher viele den Krankheits-stoff in sich trugen, drängten sich auf engem Raum zusammen und nahmen eine Mahlzeit von ungewohnter Fülle ein — man könnte kaum etwas erfinden, was der Seuche mehr Vorschub zu leisten geeignet wäre.

Ebenso bedenklich sind in gesundheitlicher Hinsicht die Wochenmärkte, die nach wie vor jeden Mittwoch stattfinden. Aus allen Dörfern der Umgegend, soweit sie nicht durch den Quarantäne-Cordon abgeschnitten sind, strömen die Bauern mit Frauen und Kindern allwöchentlich in die Stadt herein, zu Pferde, zu Esel oder zu Fuß, mit der Araba (dem anatolischen Planwagen) oder dem schwerfälligen Büffelkarren, dessen Räder, volle Holzscheiben, sich sammt der Achse quietschend und ächzend drehen. Wenn diese Türken, Turkmenen, Tataren und Tscherkessen gegen Abend in kleinen Trupps in ihr Heimathsdorf zurückwandern, dann bringen sie sicherlich in manchen Ort die Cholera hinein, der bisher von der Seuche verschont war. Ein recht trauriges Zeugniß dafür konnte ich in den letzten Tagen beobachten. Etwa 8 km nördlich von Eskischehir liegt das große Dorf Mutalib, das seiner vorzüglichen, besonders in England zur Malzgewinnung geschätzten Gerste einen ansehnlichen Wohlstand verdankt. Genau in der Mitte zwischen

Mutalib und der Stadt erhebt sich der niedrige Hügel, der die Reste der einst so blühenden Stadt Doryläum birgt. Von ihm schleppen die Dorfbewohner so gut wie die Städter alle Steine fort, die sie zum Bau ihrer Häuser und Moscheen, oder zum Schmuck ihrer Gräber gebrauchen, die alten in der Erde verborgenen Mauern sind für sie ein unerschöpflicher Steinbruch. Letzthin bemerkte ich nun, daß sich mitten zwischen den Schutthaufen der regellosen Raubgrabungen eine Anzahl frischer Gräber erhoben. Gestern war ihre Zahl auf 17 angewachsen, und ich erfuhr, das seien die Gräber der in Mutalib der Cholera Erlegenen. Die Todesfälle in dem natürlich jeder ärztlichen Hülfe entbehrenden Dorf hatten sich so gehäuft, daß die Bauern es einfacher fanden, die Leichen dort zu bestatten, wo die großen Steine zur Hand sind, die zu Häupten und Füßen jedes muselmanischen Grabes stehen müssen, statt immer neue Steinplatten in ihr Dorf zu schleppen. Vielleicht trugen sie auch Bedenken, so viele Opfer der Seuche auf ihrem gewöhnlichen an das Dorf anstoßenden Friedhof zu beerdigen. Es war ein melancholischer Anblick, diese frischen ärmlichen Gräber auf dem Grabe der alten glänzenden Stadt. —

Um diesen Brief nicht mit einem so traurigen Akkord ausklingen zu lassen, will ich ein kleines Erlebniß anschließen, das mir in den letzten Wochen begegnete. Die Leute von Eskischehir wissen längst, daß ich ihnen für jede nachgewiesene „Antike", für unbekannte Inschriften, Skulpturen oder Münzen ein kleines Trinkgeld zahle. Das wollte sich auch ein alter Tatar gern gewinnen, dem die Cholera

seinen gewohnten Verdienst als Arabadschi (Kutscher) arg verkürzt. Freudestrahlend kam der Alte mit einem kleinen Bündel an und versicherte, er habe eine wunderschöne Antike. Unter beständigen Betheuerungen, sein Schatz sei gewiß 3000 Jahre alt, wickelte er aus vielen Tüchern ein Muschelkästchen aus, wie man es in den Ostsee-Bädern anzufertigen pflegt, und in der Mitte trug die ziemlich mitgenommene Schachtel — eine Photographie von Pauline Lucca als Cherubin im Figaro! Offenbar war das Kästchen durch die Frau eines Ingenieurs oder Unternehmers nach Eskischehir gebracht und hier fortgeworfen worden. In Angora hat man mir einmal eine kopflose Gips-Statuette der Königin Luise als Antike angeboten, aber dies Angebot wirkte doch nicht entfernt so komisch wie die Photographie der genialen Künstlerin in einer ihrer Glanzrollen. Was würde Pauline Lucca sagen, wenn sie wüßte, daß man sie im fernen Osten als Antike, noch dazu von 3000 Jahren verkauft?

VI.

Die Quarantäne von Inönü.

September 1894.

Jeder, der eine Land-Quarantäne im Orient durchzumachen gehabt hat, etwa in Tzaribrod oder Mustapha-Pascha, pflegt seine darin gemachten Erfahrungen mit Entrüstung zu erzählen. Schmutz, Ungeziefer, unge-

nügende Heizung, Raummangel, schlechte Verpflegung und noch schlechtere Betten, das sind so die Vorwürfe, die fast einstimmig jenen Quarantänestationen gemacht werden. Und doch verhalten sich diese Orte zu denen im Innern Anatoliens etwa wie ein Wagen des Orient-Expreß zu einem IV. Klasse, mit welchem Vergleich ich der IV. Klasse noch zu nahe zu treten fürchte.

Wenn ich das von Quarantäne s t a t i o n e n sage, so lasse ich dabei noch die allerschlimmsten Erfindungen einer weisen Verwaltung außer acht, die Quarantänen ohne Station. Von diesen haben mein verehrter Reisegefährte Professor Edmund Naumann und ich Ende Oktober 1893 einen Vorschmack bekommen. Gegen Mitte des Monats waren in Eskischehir, kurz nach unserer Abreise von dort, einige Cholerafälle vorgekommen, und wir hörten bald gerüchtweise, der Vali von Konia, unserem Reiseziel, beabsichtige sein Vilajet gegen die verseuchte Provinz Hodawendikjar durch eine elftägige Quarantäne abzuschließen. Als wir uns nun der Grenze des Vilajets näherten, werden wir plötzlich auf offener Straße von zwei Saptiehs angehalten und bedeutet, hier auf der Stelle hätten wir 11 Tage Quarantäne abzumachen. Vergebens schauten wir uns nach einem Haus, einer Baracke oder auch nur einem Zelt zum Uebernachten um, nichts war zu sehen als die nackte Landstraße, aber daß man hier zu Lande auch ohne jedes Obdach Quarantäne zu halten verstehe, bewiesen uns praktisch zwei Kamelskarawanen, deren eine rechts vom Wege seit 6, deren andere links vom Wege seit 5 Tagen in Quarantäne lagen. Die Thiere waren ihrer Lasten und Sättel

entledigt und zwischen den Waarenballen und Packsätteln hatten sich die Treiber ganz behaglich eingerichtet, sie kochten sich gerade ihr Abendbrod und schienen nicht im geringsten traurig über die Aussicht, hier noch 5—6 Tage liegen zu müssen, lebten sie doch genau so, wie sie es gewohnt waren.

Unsere lebhaften Proteste gegen den Aufenthalt hatten nach einiger Zeit den Erfolg, daß man uns gestattete, aus dem Wachtlokal der Saptiehs einen Tscherkessen mit unsern Papieren nach Akschehir, der nächsten Stadt, zu senden, um dem Landrath unsern Fall vorzutragen. Weder die Saptiehs noch die Kamelstreiber verstanden überhaupt, warum wir uns über die Zumuthung 11 Tage auf der Straße zu liegen so sehr aufregten. Wir hatten ja unsern Gepäckwagen mit Leinewanddach und damit nach Ansicht der Leute ein höchst angenehmes Nachtquartier, an Nahrungsmitteln schien es uns auch nicht zu fehlen, und ob wir elf Tage früher oder später nach Konia kamen, konnte doch für Leute, die so offenbar gar nichts zu thun hatten, wie wir, völlig gleichgültig sein. Wir waren leider anderer Ansicht, und machten uns während der 3½ Stunden, die in peinlichstem Warten vergingen, allmählich schon darauf gefaßt, auf den Besuch des heiligen Konia, das uns so mächtig lockte, verzichten zu müssen.

Ein Verbleiben an Ort und Stelle in der nicht sehr gesunden Ebene während 11 kalter Oktobernächte war ganz ausgeschlossen, schon sank die Temperatur empfindlich, und bei Naumann, der vor wenig Tagen einen heftigen Fieberanfall gehabt hatte, schienen sich

die Vorboten eines neuen Anfalls einzustellen. Da kam endlich um $1/_2$8 Uhr, also lange nach Einbruch der Dunkelheit, der Tscherkesse zurück mit dem Bescheid des Kaimakam, wir könnten passiren. Das Zauberwort Mendis (Ingenieur) hatte wieder einmal seine Wirkung gethan, wir wurden durchgelassen, weil Naumann im Auftrage der anatolischen Eisenbahngesellschaft reiste und demnach als Ingenieur galt.

Diese Quarantäne kann man als eine ernste Maßregel kaum betrachten, sie war die Verordnung eines einzelnen türkischen Beamten, ließ sich also, wie alle solche Verordnungen, ohne große Schwierigkeiten umgehen, und der vollständige Mangel an Fürsorge und Verständniß für die eigentlichen Zwecke der Quarantäne hat bei ihr nichts Erstaunliches.

Andere Anforderungen darf man aber an eine Quarantäne stellen, die von der türkischen Regierung auf Vorschlag der internationalen Sanitäts-Kommission verhängt ist und unter Aufsicht der Sanitäts-Kommission in einer von ihr eingerichteten Baracken-station abgesessen wird.

Dies ist der Fall bei der Station von Inönü, 35 Kilometer westlich von Eskischehir, in der alle mit der Eisenbahn von Eskischehir oder Angora kommenden Reisenden seit Anfang August ihre Quarantäne von 11 Tagen durchzumachen haben. Daß der Aufenthalt dort unbequem sein würde, sah ich natürlich voraus, als ich mich entschloß, mich der Quarantäne zu unterziehen, um in Eskischehir nicht gar zu viel Zeit zu verlieren. Ein wenig getröstet wurde ich freilich durch die Ver-

sicherung eines syrischen Arztes, die Station sei ausgezeichnet und ich würde dort alles finden, was ich nur wünsche. Schwierig war es schon zunächst, in dieses Purgatorium überhaupt aufgenommen zu werden. Es waren sechs Baracken erbaut, jede mit zwei Räumen für je acht Mann, also im ganzen mit 96 Plätzen, dann konnte noch eine Anzahl Personen im Han untergebracht werden, demnach fanden höchstens 120 Menschen in der Quarantäne Platz, und das reichte entfernt nicht aus für das vorhandene Bedürfniß. 4—5 Tage lang mußten manche Reisenden aus Angora in Eskischehir warten, ehe sie aufgenommen werden konnten. Endlich konnte auch ich einziehen, mit 20 Leidensgefährten. Gleich an der Eisenbahnstation wurden die fünf Vornehmsten der Gesellschaft, außer mir ein türkischer Postbeamter, ein griechischer Kellner, ein italienischer Bauaufseher und mein dalmatinischer Diener ausgesondert und uns eine eigene halbe Baracke zugewiesen, die übrigen 16 mußten sich in die beiden Räume der Nachbarbaracke theilen. Da sich aber unter ihnen ein türkischer Hodscha (Lehrer) mit seiner Frau befand, ging die Theilung in der Weise vor sich, daß das Ehepaar die eine, alle übrigen 14 die andere Hälfte der Baracke bezogen, die für acht allenfalls Platz hatte! Die Baracken sind aus Holzgebälk mit Lattenverschalung so dünn erbaut, daß ich jeden Morgen durch die breiten Ritzen der Wand die Sonne aufgehen sah, und Staub und Wind fast ungehinderten Zutritt in den Raum hatten. Erst in den letzten Tagen unseres Aufenthalts begann man sie von außen mit einem dünnen Kalkbewurf zu versehen, der immerhin

etwas schützte. Vor jeder Baracke war ein eingezäunter Fleck von etwa 5×7 Meter, in dem wir freie Luft schöpfen durften, leider wurde hier die Reinheit der Atmosphäre empfindlich beeinträchtigt durch ein kleines, gerade in Cholerazeiten so wichtiges Häuschen, das seinen Platz in einer Ecke des Hofes gefunden hatte. Mochte der Wind auch wehen, woher er wollte, nach einem der 12 Häuschen, die zu den Baracken gehörten, roch es stets. Das Innere unserer Baracke war völlig leer, weder Betten noch Stühle noch Tische beengten den Raum, ein Wasserkrug und ein Schemel bildeten das ganze Inventar. In nicht sehr freudiger Stimmung betrachteten wir unsere vier Wände, bis die Nachtlager hereingeschleppt wurden. Fünf Strohsäcke, wohl ausgelegen, und fünf unbezogene Steppdecken, unter denen schon recht viele Insassen der Quarantäne geruht zu haben schienen, ohne daß man eine Reinigung für angezeigt gehalten hatte, waren bald geordnet, und damit war die Fürsorge der Verwaltung für unser Obdach erschöpft. Trotz aller Anstrengungen ist es mir nicht gelungen, in den zehn Tagen meiner Anwesenheit (der 11. Tag der Quarantäne wurde in einer andern Station, in Tusla, verbüßt) einen zweiten Schemel oder Tisch zu erobern. Jeden Morgen versprach der Arzt, einer jener Levantiner, die unter einer dünnen französischen Tünche ihre völlige Unwissenheit und Rohheit verbergen, Stuhl und Tisch sollten beschafft werden, wenn die Tischler der Quarantänestation Zeit hätten, aber ein Tag nach dem andern verging, ohne daß wir die versprochenen Möbel erhielten, und schließlich erfuhr ich, daß

es überhaupt keine Tischler in der Station gab. Zehn Tage lang ohne Stuhl und ohne Tisch zu leben, — der eine Schemel war natürlich immer sehr begehrt, — ist für einen Europäer keine Kleinigkeit, zumal wenn die Möglichkeit ausreichender Bewegung in frischer Luft fehlt. Wir können nun einmal nicht ohne nachtheilige Folgen für die Gesundheit Tag und Nacht auf einem harten Strohsack herumliegen, und keinem Zuchthaussträfling würde man das bei uns auf die Dauer zumuthen, was in diesen der Hygiene geweihten Räumen dem Reisenden zugemuthet wird. Schlimmer noch ist die unzureichende Fürsorge für die Ernährung. Den ärmeren Insassen wird von der Regierung Brot gegeben, dazu essen die Leute hier unter den Augen der Aerzte rohe Tomaten und Melonen in Menge! Den zahlungsfähigen Reisenden stehen die Gerichte eines griechischen Garkochs zur Verfügung, da aber der arme Teufel in der gemiedenen Quarantäne nichts geliefert erhält, so bestand unser Menu fast immer nur aus „Kephtedes“, kleinen Fleischklößchen, die halbkalt mit einer Sauce von schlechtem, erstarrendem Hammelfett aufgetragen zu werden pflegten. Glücklich waren wir, als es uns einmal gelang, ein Kilo zähes Hammelfleisch aufzutreiben, das wir uns mit Zwiebeln und Tomaten selbst schmorten — das war ein Festmahl. Gut war nur das Brot und der schwere rothe Landwein, und diese einzige Stärkung wurde uns auf Befehl des Arztes plötzlich entzogen — weil sich zwei Albanesen in der Betrunkenheit geprügelt hatten. Es bedurfte sehr energischer Noten von meiner Seite und der Berufung auf

unsern deutschen Vertreter im internationalen Gesundheitsrath, um das unsinnige Verbot rückgängig zu machen.

Sinnlos wie dies Weinverbot waren alle hygienischen Anordnungen der Verwaltung. So wurde unsere Wäsche am neunten Tage desinfizirt, aber nur die, welche wir gerade auf dem Leibe trugen, die Wäschestücke, die ich aus der Cholerastadt Eskischehir mitgebracht hatte, habe ich ungewaschen und nicht desinfizirt mit nach Konstantinopel gebracht. So war es ferner den Wächtern streng verboten, etwas aus unsern Händen entgegenzunehmen, jeder Brief oder Zettel wurde von uns auf den Boden gelegt und vom Wächter mit einer Zange aufgenommen, jedes Geldstück in eine Schüssel mit Essig geworfen; als aber dann die Gefahr einer Ansteckung wirklich nahe rückte, da wurden die einfachsten Gebote der Vorsicht außer Acht gelassen.

Am Abend des sechsten Tages erkrankte nämlich in unsrer Nachbarbaracke ein Soldat. Es war ein schöner junger Kurde, ungewöhnlich groß und kräftig, der in Konstantinopel diente und gerade von einem Urlaub aus der Heimath in die Garnison zurückkehrte. Der arme Bursche hatte den Aufenthalt in der Baracke, in der 14 Mann zusammengepfercht waren, wohl unerträglich gefunden und es vorgezogen, im Freien zu schlafen. In der kühlen Septembernacht hatte er sich aber erkältet und damit die Widerstandsfähigkeit gegen die Bacillen, die wohl Jeder in Cholerazeiten in sich herumträgt, eingebüßt. Nach schwerem Kampf verschied er gegen Abend des siebenten Tages.

Die durch Krämpfe sehr entstellte Leiche wurde sogleich

direkt vor unserer Baracke von mehreren Wächtern nach dem umständlichen mohamedanischen Ritus gewaschen, und unmittelbar danach brachte uns unser Wächter, der sich mit an der Waschung betheiligt hatte, in den Händen unser Brot! Ob er sich dazwischen auch nur die Hände gewaschen hatte, ist mir sehr zweifelhaft. Natürlich wiesen wir das Brot zurück.

Als ich in der folgenden Nacht von einem Lichtschein vor den Fenstern geweckt wurde und sah, wie die mit Petroleum begossenen Habseligkeiten des armen Soldaten lustig flackernd verbrannten, da graute mir doch bei der Vorstellung, hier sammt den Sammlungen meiner Reisen als Opfer einer gewissenlosen Verwaltung zu Grunde gehen zu sollen. — Gott sei Dank ist es ja anders gekommen, ich bin der Quarantäne glücklich entronnen und bemühe mich erfolgreich, in dem schönen Moda ihre Folgen zu überwinden, aber traurig ist es doch, daß solche pseudo-hygienischen Einrichtungen unter Mitverantwortlichkeit eines internationalen Gesundheitsrathes bestehen. Jedem Europäer kann ich nur dringend rathen, einen Aufenthalt in der Quarantänestation von Inönü — die von Tusla ist erheblich besser — unter allen Umständen zu vermeiden. Wer nicht durch längere Reisen in Anatolien gelernt hat, auf allen europäischen Comfort zu verzichten, wird dort unfehlbar krank werden, und aus jeder kleinen Magenverstimmung, jedem Fieberanfall entwickelt sich in den dortigen Verhältnissen nur gar zu leicht die Cholera. Es ist weitaus besser, monatelang in einer Stadt zu leben, in der die Cholera herrscht, als 10 Tage in der Quarantänestation.

VII.
Die Armenier in Anatolien.

Dezember 1894.

Die Nachrichten von den armenischen Greuelthaten haben in ganz Europa eine lebhafte Erregung hervorgerufen, die in zahlreichen Zeitungsartikeln und in den diplomatischen Schritten einiger Mächte energisch zum Ausdruck kommt. Sicherlich wird Niemand den Unglücklichen, die dort getödtet wurden, seine Theilnahme versagen, selbst wenn, was sehr wahrscheinlich ist, die ersten Alarmnachrichten ganz ungeheuerlich übertrieben waren; aber zu dem menschlichen Mitleid, das den leidenden Armeniern mit Recht gezollt wird, kommen bei dem europäischen Publikum Gefühle, die auf durchaus irrigen Voraussetzungen beruhen. Nur zu sehr ist man geneigt, das Hauptgewicht bei der Beurtheilung der armenischen Wirren auf den Gegensatz von Islam und Christenthum zu legen und den Glaubensgenossen von vornherein Recht zu geben. Die armen unschuldigen Armenier werden um ihres frommen Glaubens willen von den fanatischen blutgierigen Mohamedanern geschlachtet — so fassen viele Hunderttausende die Sachlage auf, aber so einfach liegen die Verhältnisse nicht.

Ich leugne keineswegs, daß die Glaubenswuth bei den letzten Blutthaten auch eine Rolle gespielt hat; wenn ein so tief religiöses Volk wie die Türken in seinem Innersten erregt wird, so werden religiöse oder meinet-

wegen fanatische Gedanken sein Handeln sicherlich stets mitbestimmen, aber die Wurzeln dieser Bewegung liegen nicht in der religiösen, sondern in der Stammesverschiedenheit. Es ist ja leider eine längst bekannte Thatsache, daß das Christenthum seine erziehliche Kraft im Orient auffallend wenig bewährt hat, der Durchschnitt der hiesigen christlichen Bevölkerung steht ohne Zweifel in moralischer Hinsicht unter den Mohamedanern. Man lernt das türkische Volk nicht in Konstantinopel kennen, wo der Zusammenfluß der verschiedenartigsten Elemente und der noch von der Byzantiner Zeit her unausrottbar fest eingenistete Schwamm der Verderbniß die Reinheit seines Bluts und die Tüchtigkeit seines Charakters in gleicher Weise verdorben haben, aber fast Jeder, der in den Provinzen mit dem Kern des Volkes in Berührung kommt, lernt die Türken achten und lieben, die Griechen dagegen geringschätzen, die Armenier hassen und verachten. Ich habe die Armenier nicht in den jetzt besonders viel genannten Provinzen Bitlis und Erzerum beobachten können, aber längere Reisen in den Vilajets Brussa, Konia, Angora und Kastamuni boten mir überreiche Gelegenheit, mit ihnen zu verkehren. Ueberall fand ich die Wahrheit des Satzes bestätigt: „Ein Grieche betrügt zwei Juden, ein Armenier zwei Griechen.“ — Man kann schlechthin sagen, wo man in Anatolien betrogen wird, hat man es mit Armeniern zu thun. Ein großer Bauunternehmer in Eskischehir, der die hiesigen Verhältnisse gründlich kennt, sprach mir als Erfahrungsgrundsatz aus: „Wenn ich mit einem Türken ein Geschäft abschließe, so mache ich keinen schriftlichen Vertrag, denn

sein Wort genügt, mit einem Griechen oder anderen Levantiner schließe ich meine Verträge schriftlich, bei denen ist das nöthig und nützlich, mit Armeniern aber mache ich nichts schriftlich ab, denn gegen deren Verlogenheit und Intriguen schützt auch ein schriftlicher Vertrag nicht." Das einzige Ziel, das der gemeine Armenier kennt, mag er in Konstantinopel als Hamal und Hausdiener thätig sein, oder in Anatolien einen Kramladen (Bakal) oder ein Gasthaus (Han) halten, ist, Geld zu verdienen, und diesem einen Zweck ordnet er alle anderen Rücksichten unter. Des Geldes wegen ist er mäßig und versagt sich alle Genüsse, — wie oft habe ich die armenischen Diener meiner Pension einen ihrer Kameraden wegen des Rauchens verspotten hören, denn „wer raucht, der spart nicht", — des Geldes wegen läßt der Bursche seine junge Frau in Wan oder Bitlis Jahre lang allein sitzen, ohne inzwischen erfolgende Vermehrungen seines Hausstandes übel zu nehmen, des Geldes wegen lügt und betrügt er ohne die geringsten Bedenken. Mit Recht wird gerühmt, daß die fast ausschließlich armenischen Lastträger in Konstantinopel niemals stehlen, sie wissen zu gut, daß ein einziger Diebstahl ihnen ihre schwere, aber einträgliche Arbeit für immer unmöglich machen würde; vor offenem Diebstahl hält den Armenier überhaupt seine Feigheit meist zurück, aber jede Art des Betruges betreibt er als Sport. Mit diesem aufs Höchste gesteigerten Erwerbssinn verbindet der Armenier eine gute natürliche Auffassungsgabe, große Zähigkeit und ein seltenes Verstellungstalent. Diese Gaben sichern ihm überall sein materielles Fortkommen,

und nicht weniger unterstützt ihn das unbedingte Zusammenhalten seiner Landsleute untereinander. Wo Armenier sind, hängen sie zusammen wie Pech, und fast unmöglich ist es z. B. in einem größeren Haushalt neben armenischen Dienstleuten auch andere, etwa Griechen und Kroaten, zu halten, höchstens als Pförtner vermögen sich Letztere neben der armenischen Dienerschaft zu behaupten. Der armenische Diener wird mit seinem Talent zur Intrige seinem griechischen, bulgarischen oder kroatischen Kollegen so lange aufpassen, ihn so lange bei der Herrschaft verklatschen und verleumden, bis er ihn herausgebissen und einen Landsmann an seine Stelle gesetzt hat. — Allerdings ist dabei eine Einschränkung zu machen: Als zugehörig betrachtet der Armenier nur diejenigen Landsleute, die derselben Konfession angehören wie er. Orthodoxe, römisch-katholische und protestantische Armenier hassen sich untereinander auf das Wüthendste, und fragt man z. B. in Angora einen römisch-katholischen Armenier nach seiner Nationalität, so antwortet er, „ich bin Katholik". Die religiöse Meinungsverschiedenheit erstickt das Nationalbewußtsein bei ihnen vollkommen, aber leider hat keine der Konfessionen irgend welchen Einfluß auf seine Moral, der römisch-katholische oder der protestantische Armenier ist nicht um ein Haar besser als der orthodoxe.

Der türkische Bauer und Kleinbürger ist diesem Feinde gegenüber völlig wehrlos, denn ihm fehlt vor Allem der unersättliche Erwerbssinn vollständig, der den Armenier stark macht. Der anatolische Bauer ist keineswegs so faul, wie er oft gescholten

wird, er bebaut seinen Acker treulich, so wie es seine Vorfahren gethan haben, aber der Gedanke, sich zu plagen, um Reichthümer anzusammeln, kommt ihm gar nicht. Er will durch mäßige Arbeit seinen Unterhalt sichern und im Uebrigen seinen „kjef“, den beschaulichen Lebensgenuß bei Kaffee und Nargileh haben. Das unruhige Hasten nach Gelderwerb erscheint ihm lächerlich und verächtlich, und diese Lebensauffassung bedingt seine sittliche Stärke, aber auch seine wirthschaftliche Schwäche. Man kann den Gegensatz beider Völker nicht stärker empfinden, als wenn man nach einander in einem türkischen und einem armenischen Han einkehrt. Diese „Hans“ sind die Gasthäuser, in denen der Reisende an den Hauptverkehrstraßen Aufnahme, aber keine Verpflegung findet, während man bei jedem Abbiegen von den alten Hauptwegen auf die schöne orientalische Gastfreundschaft angewiesen ist. Im türkischen Han wird man ruhig und gemessen empfangen, die kleinen kahlen Kammern sind sauber — bis auf das aus religiösen Gründen nie verfolgte Ungeziefer — die Decken und Kissen, aus denen das Lager hergerichtet wird, sind hart, aber reinlich. Besser fast als die Menschen werden die Thiere gepflegt; ehe nicht das Pferd ganz abgekühlt ist, kommt es nicht in den Stall, und sicherlich wird ihm kein Korn Gerste von dem bestimmten Maß vorenthalten. Aeußert der europäische Reisende Wünsche, die von den türkischen Gewohnheiten abweichen, so begegnet man geringem Verständnisse, und man fühlt, wie der Wirth innerlich über den anspruchsvollen Fremden murrt. Er geht von dem ganz richtigen

Grundsatz aus: „Wer in fremdem Lande reist, soll sich den Landessitten anbequemen.“ Abmachungen über den Preis der Kammer und des Pferdefutters sind nicht nöthig, das wird am nächsten Morgen in aller Ruhe geregelt. Etwas unbequem, aber sehr anständig, das ist das Gepräge eines türkischen Hans. Ganz anders in den leider sehr zahlreichen armenischen. Auf den Ankömmling stürzen sofort zwei Bursche los, um ihm das Pferd abzunehmen, aber er thut gut, sich selbst davon zu überzeugen, daß sie es wirklich umherführen und nicht einfach an die Hofthür binden; der Wirth führt ihn mit süßestem Grinsen und beständigen Betheuerungen, wie er Alles aufbieten wolle, um den „tschelebi“ zufrieden zu stellen, in die schmutzige Kammer, der ein zerrissener Teppich, ein blinder zerbrochener Spiegel oder ein schlechter Oeldruck einen europäischen Anstrich geben sollen. Mühsam erwehrt man sich der unablässigen Komplimente und Anerbietungen, und wenn man unter zahlreich herbeigeschleppten Decken von zweifelhafter Sauberkeit seine Nachtruhe sucht, so wird man von Allem, was da kreucht und fleucht, nicht weniger gepeinigt als in einem mohamedanischen Hause. Wenn der Reisende oder sein Diener nicht scharf aufpassen, so bekommt das Pferd ganz gewiß nur die Hälfte der bestellten Gerste, oder es wird ihm das Futter erst gegeben und eine Viertelstunde später der größere Theil wieder fortgenommen. Wehe dem Armen, der die Preise für Kammer, Stall, Futter u. s. w. nicht sofort beim Betreten des Hauses ausgemacht und die Forderungen des Wirths stark zurückgeschraubt hat, seine Rechnung

wird am andern Morgen ins Ungemessene wachsen und der eines großen Schweizer Hotels kaum etwas nachgeben.

Das Uebervortheilen unvorsichtiger Reisenden ist ja aber ein verhältnißmäßig unschuldiges Geschäft; viel gefährlicher als der armenische Wirth ist der armenische Krämer, der in nur allzu vielen anatolischen Dörfern zu finden ist. So bedürfnißlos der türkische Bauer auch ist, gewisse Dinge braucht er, vor Allem Kaffee, Tabak und wenn irgend möglich auch Zucker. Die findet er bei dem armenischen Bakal (Krämer), ebenso wie Gläser, Tassen, Bürsten u. s. w. Baares Geld ist aber bei dem anatolischen Landmann selten, also muß er entweder Naturalien für die Waare geben, oder sie auf Borg nehmen, und damit geräth er in die wirthschaftliche Abhängigkeit von dem Armenier. Die Naturalien nimmt dieser zu den ihm passenden, natürlich unverhältnißmäßig niedrigen Preisen an, und den Kredit gewährt er nur unter der Bedingung, daß der Bauer einwilligt, gewisse Produkte, z. B. seine Angoraziegenfelle oder sein Opium ausschließlich ihm, ebenfalls zu Schleuderpreisen zu verkaufen. Damit ist dann die Schraube ohne Ende angesetzt, der Bauer verarmt und der Krämer wird reich. Hat sich ein solcher Blutegel vollgesogen, so geht er in die nächste größere Stadt, und seinen Platz im Dorf nimmt schnell einer seiner Landsleute ein. In den größeren Städten mit mehr als 10 000 Einwohnern wie Angora, Siwrihissar, Eskischehir, Kutaja, Afiun-Karahissar ist der Großhandel fast ganz in den Händen der Armenier, und damit auch die Macht, denn mehr

als irgendwo sonst gilt in der Türkei das Sprichwort von den großen und kleinen Dieben. Bis vor Kurzem bestand die Bedrückung der Armenier, über die ja schon längst Klagen laut wurden, wesentlich darin, daß sie die Türken aussogen und darin gelegentlich durch unbequeme Regierungs-Maßregeln, z. B. das sehr verständige Verbot des Hausirhandels in den Dörfern, ein wenig gestört wurden. Seit von oben her eine so scharfe Luft gegen die Armenier weht, hat sich auch in den nicht direkt betheiligten Provinzen ihre Stellung verschlechtert. Häufiger und stärker als sonst lassen die Regierungsbeamten unter Androhung unangenehmer Prozesse die wohlgefüllten Beutel der reichen Armenier zur Ader, aber dadurch wird die Lage des türkischen Bauern leider nicht gebessert; das Geld bleibt in den Taschen der Beamten, und der Armenier sucht eiligst seine Verluste auf Kosten des türkischen Volkes zu ersetzen.

Es wäre ein großes Glück für Anatolien, wenn es den rührigen Muhadschirs, den Einwandrern aus Bulgarien, Rumelien und der Dobrudscha, auf die Dauer gelänge, sich von den Armeniern wirthschaftlich unabhängig zu halten, die Aussichten dafür scheinen nicht ungünstig. Daß die Bauern selbst ganz richtig über die gefährliche Wirkung der Armenier urtheilen, zeigt eine Aeußerung, die ein alter Bauer in dem großen alttürkischen Dorfe Inönü gegen mich that: „Dies ist ein gutes und glückliches Dorf, hier giebt es keinen Armenier und keinen Griechen, wir sind Alle Türken.“

Mit allem Gesagten will ich natürlich nicht die Vorgänge in Bitlis vertheidigen, aber ich hege die Ueberzeugung, daß die Armenier den tiefinneren Groll der Mohamedaner selbst verschuldet haben, der sich jetzt in so furchtbarer Weise Luft macht.

VIII.

Die Eröffnung der Eisenbahnlinie Eskischehir—Kutaja.

Januar 1895.

Wieder haben deutsche Arbeit und deutsche Energie einen schönen Erfolg in Anatolien zu verzeichnen, am 30. Dezember ist der erste Abschnitt der großen neuen Eisenbahnlinie Eskischehir—Konia, die 76 Kilometer lange Strecke bis Kutaja, dem Verkehr übergeben worden. Als sich die Generaldirektion der anatolischen Eisenbahnen im Sommer 1893 entschloß, den Bau der neu konzessionirten Linie Eskischehir—Konia nicht einer fremden Bau-Gesellschaft zu übergeben, sondern auf eigene Rechnung unter Leitung eines deutschen Technikers ausführen zu lassen, da schüttelten viele gute Kenner der hiesigen Verhältnisse bedenklich den Kopf. Die französische Baugesellschaft des Grafen Vitalis, welche die älteren Linien Ismid—Eskischehir und Eskischehir—Angora gebaut hat, verfügt über so große Erfahrung

in orientalischen Bahnbauten und besitzt vor Allem in den beiden Ingenieuren Kapp und Gaedertz so vorzügliche Organisatoren, daß es fast gewagt erschien, auf ihre Mitwirkung zu verzichten. Die letzten Tage haben den Beweis geliefert, daß diese Bedenken unbegründet waren.

Herr Direktor Mackensen, dem das preußische Ministerium bereitwillig einen mehrjährigen Urlaub ertheilte, hat es verstanden, sich in kurzer Zeit einen Stab tüchtiger Mitarbeiter zu bilden, deren Leistungen den Vergleich mit denen der Vitalisschen Gesellschaft nicht zu scheuen brauchen. Ihm zur Seite steht zunächst der schweizer Ingenieur Ossent, der schon unter Kapp eine leitende Stellung einnahm und durch langjährige Thätigkeit im Orient eine vortreffliche Kenntniß hiesiger Verhältnisse erworben hat. Auch unter den übrigen Ingenieuren haben viele die ausgezeichnete Kappsche Schulung durchgemacht, doch tritt naturgemäß das deutsche Element jetzt stärker hervor, als das in einer französischen Baugesellschaft unter deutschem Direktor möglich war, so liegt die Leitung aller Hochbauten in der Hand des Architekten Kawerau, und der Regierungsbaumeister Habich ist mit der Legung des Oberbaus betraut.

Die neue Linie ist weder an landschaftlicher Schönheit noch an technischen Schwierigkeiten mit dem großartigen Defilee des Kara-ßu bei Biledschik zu vergleichen; nachdem die Eisenbahn mit jener gewaltigen Steigung einmal die kleinasiatische Hochebene erklommen hat, bieten die langen gewölbten Höhenzüge des Hoch-

plateaus dem Techniker keine ernsthaften Schwierigkeiten, dem Reisenden keine überraschenden Landschaftsbilder mehr. Immerhin waren drei Tunnels und vier größere Einschnitte nöthig, um vom Thal des Indsche-ßu das des Porsuk zu gewinnen, und auf den europäischen Reisenden wird eben jene Strecke mit den seltsamen Felsbildungen der spärlich bewaldeten Höhen ihren Eindruck nicht verfehlen. Am Tage der Abnahme durch eine Kommission der türkischen Regierung, der zu folgen mir vergönnt war, hob eine leichte Schneedecke die Reize der Landschaft noch besonders. Unter dem klaren Winterhimmel, auf dem strahlend weißen Grunde, schienen die Fichten der Berge noch einmal so grün, die Zacken der zerklüfteten Felsen noch einmal so phantastisch wie im Sommer, wo ein röthliches Grau der vorherrschende Ton in der Landschaft ist. Hervorragend schön wirkte vor Allem das vorläufige Ziel der Eisenbahn, die durch eine Zweigbahn von 10 Kilometer mit der Hauptlinie verbundene Stadt Kutaja. Der 1600 Meter hohe Adschem-dagh gab in seinem weißen Mantel einen prächtigen Hintergrund für den Burghügel, dessen vielthürmiges Schloß längere Zeit ein Hauptbollwerk der Byzantiner wider die Seldschuken war, und für die freundliche Stadt, deren 6000 Häuser sich weiter ausdehnen und häufiger durch Gärten unterbrochen sind, als das sonst bei orientalischen Städten der Fall zu sein pflegt.

Nicht das Gelände bot die Hauptschwierigkeiten, mit denen Direktor Mackensen und seine Mitarbeiter zu kämpfen hatten, sondern andere Mächte, die keine Kunst

des Ingenieurs besiegen kann: Zweimal, im Herbst 1893 und im August 1894 brach an der Strecke die Cholera aus, und erst wenige Wochen ist es her, daß die durch sie bedingten Verkehrsstörungen ganz beseitigt sind. Ueber die Epidemie im vergangenen August habe ich in einem früheren Briefe berichtet, und schwerer noch als die Verluste an Menschenleben schädigten den Fortgang der Arbeiten die Maßregeln, mit denen man das weitere Umsichgreifen der Seuche zu hindern strebte. Eskischehir, der Ausgangspunkt und Depotplatz der Linie, war von ihrem Endpunkt Kutaja und von Konstantinopel durch eine elftägige Quarantäne geschieden, kein Materialzug, kein Ingenieur durfte den 30 Km. von Eskischehir gezogenen Sanitätskordon überschreiten, nur mit großen Umwegen, auf Wagen, die auf den schlechten Straßen mühsam vorwärts kamen, konnte Material von Konstantinopel nach Kutaja geschafft werden. Wenn die ersten 76 Km. trotz dieser tief einschneidenden Störungen in kaum 16 Monaten betriebsfähig hergestellt wurden, so ist das nur der großen Energie Mackensens, der an Andere wie an sich die höchsten Anforderungen stellt, und der aufopfernden Hingabe seiner Mitarbeiter zu danken. Noch in den letzten Wochen entstand dem Unternehmen ein neuer Feind in dem früh und gleich mit großer Heftigkeit auftretenden Winter. Bei Temperaturen von — 12 Grad C. hört die Möglichkeit des Mauerns auf, und es ist bewundernswerth, daß es gelang, die Arbeiter noch zusammenzuhalten. Hätten nicht die Weihnachtsfeiertage weicheres Wetter gebracht, so wäre die Fertigstellung

der Brücken trotz aller Anstrengungen unmöglich gewesen, aber diese letzten milden Tage wurden von Herrn Ingenieur Meyer, der im Auftrage der Maschinenbau-Aktien-Gesellschaft Nürnberg die Aufstellung der Brücken leitete, mit Aufbietung aller Kräfte so vorzüglich ausgenutzt, daß das anscheinend Unmögliche erreicht wurde. Wenn schließlich noch eine Kleinigkeit fehlte, so konnte die Regierungskommission doch die Eröffnung der Strecke gestatten, weil die Tüchtigkeit der geleisteten Arbeit die Gewähr dafür gab, daß in wenig Tagen auch die letzten Unebenheiten ohne Störung des Betriebes beseitigt sein würden.

Für die Entwicklung des Eisenbahnbaus gewinnt die neue Linie dadurch eine besondere Bedeutung, daß auf ihr eine neue Geleislegemaschine zum ersten Male mit großem Erfolg verwendet wurde. Die Maschine ist eine Erfindung der Firma Philipp Holzmann in Frankfurt a. M., sie wurde in Nürnberg gebaut, in Eskischehir montirt, und kam bei den letzten 10 Kilometern der Strecke zuerst zur Anwendung. Der Abnahme-Kommission wurde die Gelegenheit geboten, sie in Thätigkeit zu sehen, und die Bewunderung über die Sicherheit und Leichtigkeit, mit der sie arbeitet, war allgemein. Ich als Laie wage keine Beschreibung zu geben und bemerke nur, daß die fertig montirten Geleise von dem Wagen, auf dem sie hoch aufgestapelt sind, durch einen Krahn gehoben und im Handumdrehen auf den Bahndamm gelegt werden, auf den eben gelegten Schienen rückt die Maschine dann weiter vor, und so vermag sie mehr als zwei Kilometer am Tag fertig zu stellen. Der Hauptvorzug der sinnreichen Erfindung ist die

große Ersparniß an Menschenkräften, außerdem legt sie regelmäßiger als Menschen das vermögen, die Bahndämme werden weniger beschädigt und das Material wird mehr geschont. Voraussichtlich wird diese Maschine, nachdem sie in Asien ihre Feuerprobe glänzend bestanden hat, auch in Europa bald in Aufnahme kommen. Wie die Brücken und Geleislegemaschinen, so stammen auch die Schienen, die eisernen Schwellen, die Lokomotiven und Wagen aus deutschen Werken.

Wohl ebenso hoch wie diese unmittelbare Förderung der deutschen Industrie sind die moralischen Eroberungen anzuschlagen, die das Deutschthum durch die hervorragende Tüchtigkeit seiner Ingenieure im Orient macht. Wer wie ich Gelegenheit hat, in Anatolien kreuz und quer umherzureisen und mit Städtern und Bauern zu plaudern, der merkt überall, wie sehr das Ansehen Deutschlands gestiegen ist. Noch vor vierzehn Jahren begegnete es Humann, daß die Bauern eines Dorfes weder den Namen Alamanniali (Deutscher) noch Prussiali (Preuße) kannten, nur Franzosen, Russen und Engländer waren ihnen geläufig, und als Humann dann von dem großen Krieg mit den Franzosen sprach, riefen sie: „ah, sen Bismarckli!“ — Du bist ein Bismarcks-Mann! — Das ist jetzt anders geworden, auch in dem elendesten anatolischen Dorf wird man als Alamanniali mit beifälligem Nicken begrüßt. Zu wiederholten Malen erklärten mir die Bauern, wenn ich mich als Deutscher zu erkennen gab: „Ihr Deutschen baut uns unsere Eisenbahnen, Ihr schickt uns Generäle, zu Euch gehen unsere jungen Offiziere — Ihr seid unsere besten Freunde!“

Sehr starken Eindruck hat auf die Türken der Besuch unseres Kaisers im Herbst 1889 gemacht. Immer wieder wird mir erzählt: „Euer Imperator ist zu unserem Padischah nach Stambul gekommen, der und der aus dem nächsten Dorf hat ihn selbst gesehen!" Nie verfehlen dann die braven Bauern hinzuzufügen: „und spazieren ist er gegangen, auf der Straße ist er spazieren gegangen!" — das scheint ihnen etwas ganz Erstaunliches, da ihr Monarch sich nie und nimmer ohne die dringendsten Anlässe und die sorgfältigsten Sicherheitsmaßregeln auf die Straße wagt. Auch daß Bismarck nicht mehr „Groß-Vesir" ist, wissen die Bauern ganz gut, selbst von dem Zerwürfniß mit dem Kaiser haben sie gehört. Mehr als einmal bin ich gefragt worden: „Darf denn Bismarck noch nach Berlin kommen?" Wenn ich ihnen dann erzähle, daß er zu Kaisers Geburtstag in Berlin war, und daß ihn darauf der Kaiser auf seinem „Tschiftlik" (Landgut) — 4 Eisenbahnstunden von Berlin — besucht hat, sind sie ganz überrascht: „Maschallah, wer sollte so etwas für möglich halten, vier Stunden ist Euer Imperator mit der Eisenbahn gefahren, um den alten Groß-Vesir zu besuchen?"

Aus allen Erkundigungen nach deutschen Verhältnissen leuchtet immer die Sympathie für unser Volksthum hervor. Paris wird stets der Weltmittelpunkt für alle Levantiner und Griechen bleiben, aber dem ernsten Türken — wohlverstanden dem unverdorbenen Theile des Volks — ist deutsches Wesen viel eher wahlverwandt als französisches.

IX.

Nationale Bestrebungen der Türken in Anatolien.

Mai 1895.

Der Drang politisch zerrissener Völker, sich zu einer staatlichen Einheit zusammenzuschließen, hat die Geschichte unseres Jahrhunderts beherrscht. Den gewaltigen Einheitskämpfen Italiens und Deutschlands sind verwandte Bestrebungen auf der Balkanhalbinsel gefolgt. Rumänen, Serben und Bulgaren haben ihr Ziel, die nationale Unabhängigkeit, erreicht oder sind ihm nahe gekommen, und noch wird in Macedonien der stille Kampf fortgesetzt, der dies vielgemischte Land dem bulgarischen oder griechischen Volksthum dauernd gewinnen soll.

Weniger bekannt und doch sehr bemerkenswerth ist es aber, daß derselbe Trieb nationalen Zusammenschlusses auch bei den Türken erwacht ist, auf deren Kosten die Völker der Balkanhalbinsel sich ihre Selbstständigkeit errungen haben. Freilich ist bei ihnen der nationale Gedanke mit dem religiösen in der dem Orient eigenthümlichen Weise verquickt, er äußert sich auch nicht stürmisch vordringend, wie bei ihren jugendfrischeren Gegnern, aber im Grunde ist die geräuschlose Völkerwanderung der sogenannten Muhadschirs nach Anatolien ein Ausfluß desselben nationalen Triebes, der die Völker des Abendlandes so gewaltig erregt hat. Seit dem russischen Kriege geht ein ununterbrochener Strom

mohamedanischer Auswanderer aus der Dobrudscha und Serbien, aus Bulgarien und Ostrumelien nach Anatolien hinüber; schwerlich wird er versiegen, ehe der letzte mohamedanische Bauer aus diesen christlichen Ländern gewichen ist, und eine Aenderung der politischen Zustände in Macedonien könnte ihm leicht neue Nahrung zuführen. Diese Auswanderer treibt nicht die Noth, sie sind zum großen Theil wohlhabend und werden nicht müde, zu erzählen, wieviel schöner und fruchtbarer doch ihr „Rumeli" gewesen sei, als dies „Anadolu". Sie weichen auch keineswegs einer unerträglichen Bedrückung — ich habe niemals eine Klage über die rumänische oder bulgarische Regierung gehört —, sie ziehen aus der alten Heimath fort, weil ihr Glaube und ihr Volksthum dort nicht mehr die Herrschaft besitzen. Bei Vielen von ihnen sind diese Beweggründe sicherlich nicht zum vollen Bewußtsein gelangt, eine unbestimmte Unzufriedenheit und der Trieb der Nachahmung spielen ja bei allen Völkerbewegungen eine große Rolle, aber nicht Wenige und gerade die Besten sind sich völlig klar, weshalb sie kamen: „Sieh, Tschelebi", so sagte mir vor wenigen Tagen ein wohlhabender Muhadschir, „vor vielen, vielen Jahren da sind unsere Väter von Osten her nach Anatolien und dann nach Rumelien gekommen, damals waren wir stark und brauchten viel Land, jetzt sind die „Christianli" (aus Höflichkeit vermied er das gehässige Wort „Gjaur") in Rumeli stark geworden und Anadolu hat Platz genug für uns Osmanli, darum sind wir hierhergekommen. Ich weiß sehr gut, wie es in den alten Zeiten war, das habe ich nicht aus Büchern gelernt,

sondern mein Vater und mein Großvater haben es mir erzählt, und wenn ich so allein auf meinem Pferde reite, dann kommt das Alles in meinen Kopf zurück und ich weiß, wie es war. „Düschmes, kalkmas, bir Allah“ (Gott allein fällt nicht und steht nicht auf) — schloß er mit einem echt mohamedanischen Spruch seine für einen Türken sehr lange Rede, die ich um ihrer gesunden, schlichten Vernunft willen wörtlich mittheile.

Gerade die jetzt von der deutschen anatolischen Eisenbahn erschlossenen weiten Gebiete sind vorzugsweise das Ziel der Muhadschirs gewesen, und was hier diese Einwanderung bedeutet, das lernt man mehr und mehr würdigen, je länger man Land und Volk beobachtet. Ich greife ein mir gerade nahe liegendes Beispiel heraus. Die vorletzte Station vor Eskischehir ist Inönü, ein Dorf von 700 Häusern, stundenweit die einzige alttürkische Ortschaft. Die Lage des Dorfes an einem versumpften Bache ist nicht gesund, schwere Fieber herrschen den ganzen Sommer über, und man begreift zunächst nicht, was so viele Bauern veranlassen konnte, sich an diesem ungesunden Platze zusammenzudrängen und von hier aus ihre weit zerstreuten Aecker zu bewirthschaften. In der That ist das Dorf vor noch nicht hundert Jahren durch Zusammenlegung von wenigstens fünf Dörfern so angewachsen. In den Kriegen am Ausgang des vorigen Jahrhunderts und besonders nach Vernichtung der Janitscharen in den Feldzügen Sultan Mahmuds gegen Mehmed Ali hat das unglückliche Anatolien den größten Theil der Truppen aufbringen müssen. Immer neue Aushebungen entvölkerten das

Land, die einzelnen Dörfer wurden zu schwach, um sich zu behaupten, zumal mit der Entvölkerung das Räuberwesen beständig zunahm; deshalb gaben die Einwohner ihre Ortschaften auf und drängten sich da zusammen, wo ein Dere-Bey oder die natürliche Lage einige Sicherheit versprachen. Noch steht in Jnönü der feste Thurm der Dere-Beys, und den Sohn des letzten Bey sah ich noch im vergangenen Jahre, es war ein rüstiger Greis mit klugen Augen, der vor wenigen Monaten gestorben ist. Die Feldmark aller zusammengelegten Dörfer, von denen jetzt nur noch die verwahrlosten Friedhöfe Kunde geben, gehörte nun rechtlich der Gemeinde Jnönü, aber deren Insassen waren außer Stande, auch nur die Hälfte des Bodens zu bestellen. So blieben weite Flächen guten Ackerlandes unbenutzt, Jahrzehnte hindurch, bis die Muhadschirs kamen. Nicht weniger als fünf Muhadschir-Dörfer, alle stattlich und groß, keins unter hundert Häusern, erheben sich jetzt auf der Feldmark von Jnönü und der Rest ist noch immer für die Bewohner von Jnönü fast zu groß. Dieses Beispiel ist typisch, allenthalben stößt der Reisende auf alte Friedhöfe ohne Dörfer, die Ortschaft ist verschwunden, der Rest der Einwohner mit einem Nachbardorf verschmolzen. Diese weiten Lücken haben jetzt die Muhadschirs wenigstens theilweise ausgefüllt. Es mag nicht leicht gewesen sein, den neuen Ankömmlingen ihre Feldmarken abzugrenzen, aber im Ganzen ist diese Aufgabe mit bemerkenswerthem Takt gelöst worden, und jetzt leben die alten und die neuen Dörfer, von gewissen Ausnahmen abgesehen, friedlich neben einander.

Die Muhadschirs haben aber nicht nur die Kopfzahl der anatolischen Provinzen erhöht, sie haben einen Geist des Fortschritts und der Betriebsamkeit mitgebracht, der auch auf die alten Bewohner befruchtend wirkt. Der türkische Bauer aus Bulgarien und Rumelien ist ein verständiger Landwirth, seine Ackergeräthe und seine Bestellungsweise sind den altanatolischen weit voraus, und er nimmt sogar neue Errungenschaften der europäischen Technik verhältnißmäßig leicht an. Widerwillig folgen die alten Einwohner diesem Beispiel. Lachend zeigte mir einmal ein Muhadschir auf einem antiken Grabstein die Darstellung eines Pfluges und sagte: „Sieh, mit solchem Pflug ackern die Leute hier in Anatolien heute noch, bei uns in Rumelien thut das längst kein Mensch mehr. Als wir gekommen sind, haben sie hier über unsere schweren Pflüge gelacht, jetzt lachen wir.“ In der That macht der alte anatolische Pflug, der sich auf den Altären und Grabsteinen der römischen Kaiserzeit häufig findet und mit dem schon der Bauernkönig Gordias geackert haben mag, erst in allerneuester Zeit verbesserten Pflugarten Platz.

Der Kern der Einwanderer sind natürlich die wirklichen Osmanen, deren Blut sich freilich in Rumelien mit christlichem etwas gemischt zu haben scheint; man findet unter ihnen viel mehr blonde, blauäugige Gesichter als unter den anatolischen Türken. Es ist ein schöner Menschenschlag, groß und breitschulterig, mit frischen männlichen Zügen. Mit ihnen wohl gleichwerthig sind die sehr zahlreichen Tataren, die hauptsächlich aus der Dobrudscha kommen. Von Haus aus den osmanischen

Türken stammverwandt, haben sie doch den mongolischen Typus viel schärfer ausgeprägt bewahrt als ihre Vettern, die Türken, und nur sehr selten wird man in Zweifel sein, ob man einen Tataren oder einen Türken vor sich hat. Gleichwohl stehen sie in Lebensweise und Kultur den Türken Rumeliens fast näher als diese den anatolischen Türken. Nur den Genuß von Pferdefleisch, den die Tataren sehr lieben, können ihnen die Türken nicht ganz verzeihen. Zu Türken und Tataren kommen nun als dritter Hauptbestandtheil der Einwanderer die Tscherkessen, die dem Lande weniger nützlich sind. Ein Theil von ihnen hat zwar schon vor dem russisch-türkischen Kriege 20 Jahre lang in Rumelien gesessen und sich dort ein wenig an seßhaftes Leben gewöhnt, aber ihnen Allen, zumal den frisch vom Kaukasus gekommenen, steckt das freie Nomadenthum doch noch sehr im Blut. Im persönlichen Verkehr sind diese prächtigen, schlanken Gesellen mit ihrer Gewandtheit, ihrem treffenden Witz, ihrem unbändigen Stolz und ihrer Ritterlichkeit sehr angenehme Gesellschafter, und mit Niemandem reite ich lieber durch die weite Hochebene als mit einem Burschen vom Stamme der Absachen, dem vornehmsten unter den vielen Tscherkessen-Stämmen.

Leider haben sie es aber noch nicht gelernt, fremdes Eigenthum zu achten, und wenn mir einmal ein Tscherkesse mit naivem Stolz versicherte, „wir Tscherkessen stehlen nur Pferde", so entspricht das nicht ganz den Thatsachen. Pferde sind freilich ihre gewöhnliche Beute, aber wohlhabende Reisende, zumal Bauunternehmer und Ingenieure, plündern sie auch gern aus. Auch das geschieht mit den

verbindlichsten Formen. Unmöglich kann man höflicher 20000 Mark rauben, als es die sieben Tscherkessen thaten, die vor neun Monaten am hellen Mittag die von fünfzehn Saptiehs bewachte Baracke eines Unternehmers in Akkaja ausplünderten. Fast alle Raubanfälle in Anatolien werden von Tscherkessen verübt, und sie erregen damit ein Gefühl der Unsicherheit, das der ruhigen Entwicklung des Landes nicht günstig ist. Jedoch haben sich manche Dörfer der Unart des Raubens schon entwöhnt, ziehen in Ruhe ihre vortrefflichen kaukasischen Pferde auf und bebauen mit anerkennenswerthem Geschick ihre Aecker. Sehr gute Erfolge in dieser Richtung hat die Taktik der Regierung erzielt, frühere tscherkessische Räuber als Gensdarmes anzuwerben. Mehr als einer meiner tscherkessischen Saptiehs hat mir ohne jede Gewissensbisse erzählt, daß er früher Räuber gewesen sei. Der Raub ist eben ein Handwerk, so gut wie jedes andere, und oft mußte ich bei ihren Erzählungen an die naive Frage denken, mit der gelegentlich Homerische Helden begrüßt werden: „Bist Du ein Kaufmann oder bist Du vielleicht ein Seeräuber?" Sobald ein Tscherkeß Saptieh geworden ist, hört sein ganzes Dorf auf zu rauben, so stark ist der Familienzusammenhang und so groß der Eifer der neugewonnenen Sicherheitswächter. Ganz offen bezeichnete mir neulich Ali, ein prächtiger Bursche, der mich besonders ins Herz geschlossen hat, sein früheres Räuberhandwerk als einen wesentlichen Vorzug gegenüber den türkischen Saptiehs der Nachbarschaft, die nicht wüßten, wie ein Räuber lebe und wo er sich verberge. Das müsse von kleinauf ge-

lernt sein, meinte er, und setzte ganz eifrig hinzu: „Sieh, ich bin ein Mann und Du bist ein Mann, ich werde Deine Arbeit nicht mehr lernen und Du wirst niemals einen Räuber fangen lernen.“ Die Richtigkeit seiner Behauptung ist, wenigstens was mich angeht, unbestreitbar. —

So wird es der Regierung wohl allmählich gelingen, den Tscherkessen das Rauben ganz abzugewöhnen, aber niemals werden sie mit den Osmanen so verwachsen wie die Tataren, die Stammes- und Charakterunterschiede sind zu groß, und es ist wesentlich die Religion, die sie mit ihnen verbindet. Gleichwohl glaube ich, daß sie mehr und mehr zu nützlichen Verbündeten der Türken im Kampfe gegen die gemeinsamen Feinde, die Armenier und Griechen, werden können. Sicher erscheint mir, daß die anatolischen Türken ohne den starken Zufluß der rührigen und kapitalkräftigeren Muhadschirs binnen Kurzem der gewissenlosen Schlauheit der Armenier erlegen wären. Schon haben in allen Städten die Armenier und in zweiter Linie die Griechen das Kapital zum großen Theil in den Händen, und ob Anatolien künftighin für alle Osmanen und ihre Verwandten eine Heimath bleiben wird, wie es mein oben erwähnter rumelischer Gastfreund sich ausmalt, das wird wesentlich von der wirthschaftlichen Widerstandsfähigkeit des türkischen Landvolkes gegen Armenier und Griechen abhängen. Sollten diese das brave türkische Volk allmählich aufreiben, so wäre das freilich ein Sieg des Christenthums über den Islam, aber ein Sieg, über den man sich weder vom Standpunkt der Humanität noch dem der Moral freuen könnte.

X.
Badeleben in Anatolien.

August 1895.

Außer Böhmen und den Rheinlanden giebt es wohl wenige Gegenden der Erde, die so reich an heißen, seit Alters her zu Heilzwecken benutzten Quellen sind, wie ein Strich Kleinasiens, in den sich einst Phrygier und Bithynier theilten und der jetzt fast ganz in den Bereich des türkischen Vilajets Brussa fällt. „Phrygia salutaris“, das heilkräftige Phrygien, nannten die alten Römer diesen Bezirk, und diesem Namen macht er heute noch Ehre.

In Europa weiß man freilich wenig von diesen Bädern ohne Badeliste und Kurkonzert, ohne Reklame, ja selbst ohne Aerzte, höchstens Brussa ist bekannt. Der Fremde, der von Konstantinopel aus einen Ausflug nach dieser Perle Anatoliens macht, bewundert neben den rosenumrankten Sultansgräbern und den stolzen Moscheen mit ihrem herrlichen Kachelschmuck wohl auch die zahlreichen Bäder, vor Allem das von Jeni-Kaplidscha, dessen kühne Marmorkuppel und fayencebelegte Wände ebenso beredt von des alten türkischen Reiches Macht und Glanz erzählen wie die Häuser der Todten und die Tempel Allahs, aber kaum wird er den Eindruck haben, in einem Badeort zu sein. Die Stadt ist zu groß, der Reiz der Natur und Kunst zu stark, um diese eine Seite ihrer Bedeutung stark hervortreten zu lassen. Nicht von Brussa, wo alljährlich Tausende Linderung ihrer Leiden suchen, möchte ich Ihnen erzählen, auch nicht von Jalowa, wo geschniegelte Griechen

und geputzte Levantinerinnen neuerdings ihr unerfreuliches Zerrbild französischer Eleganz entfalten, sondern von einem echten türkischen Volksbade, in das vor mir vielleicht kaum ein Europäer gekommen ist, von Ilidschahamam. Ehe ich diesen bescheidenen Kurort schildere, muß ich aber eines noch bescheideneren Bades gedenken, das für den humanen Sinn der Türken charakteristisch ist. Zwischen Inhissar und Karawiran an einem so weltabgeschiedenen Theil des Sakaria-Flusses, daß er selbst auf Kiepert's großer Karte, jenem staunenswerthen Denkmal genialen Scharfblicks und deutschen Fleißes, nur vermuthungsweise, punktirt angegeben ist, fand ich unmittelbar neben dem Fluß den kleinen Kuppelbau eines alten türkischen Bades. Schon am Tage vorher hatten mir die Bauern in entlegenen Dörfern von diesem „Hamam" am Sakaria erzählt, auf das augenscheinlich die ganze Gegend stolz war. Eine starke Quelle, anscheinend schwefelhaltig, mit einer Temperatur von 31 Grad C. ist gefaßt und in ein mit Platten belegtes Bassin von 2 Meter im Geviert und 1,50 Meter Tiefe geleitet. Eine schlichte Kuppel überdeckt den Raum, der außer dem Bassin nur noch gerade Platz zum Sitzen und Auskleiden enthält.

Der Bau ist offenbar Jahrhunderte alt, aber gut erhalten und tadellos sauber. Kein Mensch ist in der Nähe, das nächste Dorf wohl eine Stunde entfernt. Niemand denkt daran, ein Geschäft aus diesem Geschenk der Natur und eines frommen Wohlthäters zu machen, sondern der von der Arbeit ermüdete Landmann, der erschöpfte Wanderer erfrischen sich hier ohne Kosten und

ohne Umstände. Keine Inschrift sagt, wer diesen Bau errichtete, sein Gründer begnügte sich mit dem Bewußtsein, ein Allah wohlgefälliges Werk zu thun, und dies völlige Verschwinden der Person des Spenders ist so echt mohamedanisch. Auch die Griechen entfalten ja eine sehr anerkennenswerthe Opferfreudigkeit für gemeinnützige Zwecke, aber dann müssen die Bauten auch an einem viel besuchten Platze stehen, und mit großen Goldbuchstaben muß darauf zu lesen sein „Zappeion“, „Syngreion“, „Zographeion“, oder wie der reiche Stifter sonst heißen mag, — der Bau eines inschriftlosen Bades in einem unzugänglichen Thal würde jedem Griechen als eine sehr thörichte Kapitalsanlage erscheinen.

Etwas von dem Gefühl, daß die heilsamen Quellen ein Geschenk Allahs seien, das der einzelne Mensch nicht zu seinem Vortheil ausbeuten dürfe, ist auch in Ilidschahamam, dem oben erwähnten Kurort, lebendig. Es war am Abend eines sehr heißen Sommertages, als ich in das kleine, 25 Kilometer von Kutaja entfernte Waldthal einbog. Die Gluth der Sonne hatte nachgelassen, in warmen Goldtönen strahlten die magern Kiefern der Thalwände und unter dem unsäglich klaren, hellblauen Himmel entfaltete die Natur jenen bescheidenen Reiz, welcher der anatolischen Hochebene überall da eigen ist, wo Menschenhand sie nicht völlig des Baumschmucks beraubt hat. Reizvoller als die Natur aber war das bunte Leben, das den Thalgrund füllte. Am östlichen Abhang erhoben sich in malerischer Unordnung Dutzende von weißen Zelten, meist umgeben von einer Einfriedigung von Tannenreisern, kleine Feuer loderten vor

jedem und ließen ihren blauen Rauch in graden Säulen zu dem stillen Himmel aufsteigen, während viele Frauen in bunten Röcken und weißen Jaschmaks geschäftig hin und her eilten, um den Pilav zum Abendbrot zu bereiten. Ganz im Grunde nahmen eine Schaar Knaben trotz des Scheltens ihrer Mütter noch ein verspätetes Bad in zwei offenen viereckigen Bassins, in die das Wasser aus dem Hauptbad schon etwas abgekühlt fließt. Sie fühlten sich offenbar sehr wohl in dem warmen spiegelhellen Wasser und hatten sich selbst des lästigen Schurzes entledigt, den die mohamedanische Sitte sonst so streng für jedes männliche Wesen im Bade vorschreibt. Oberhalb, an der westlichen Thalwand, erhob sich nur eine Laubhütte, dort hauste der unentbehrliche Kawedschi, den man überall findet, wo Türken sich zur Arbeit oder Erholung versammeln, und vor seiner Bude saßen in langen Reihen auf Strohmatten die Männer, beschaulich und zufrieden im Genuß ihres Kaweh und ihres Nargileh. Während ich mich noch des farbenreichen Bildes erfreute, erklangen von einem zwei Kilo meter entfernten Minareh die langgezogenen Töne des Gebetrufes schwach durch die stille Luft herüber, und sofort kam Bewegung in die kauernden Reihen. Ein Jeder erhob sich, zog seine Schuhe an und ging gemessenen Schrittes zu dem Gebetplatz, den eine Reihe schöner Weiden umfriedigte.

Für mich und meinen Saptieh, einen schlanken, frischen Tscherkessen, ward nun die Frage nach einem Nachtquartier brennend, denn das sah ich bald, auf durchreisende Fremde war man hier nicht eingerichtet.

Ein „Han“ war zwar im Bau, aber nur der Stall nothdürftig fertig, für Menschen noch kein Unterkommen vorhanden, und die sechs kleinen Lehmhäuser mit je zwei Zimmern, die ein benachbarter Tscherkessenbey hatte bauen lassen und vermiethete, waren alle besetzt. Da half die oft erprobte türkische Gastfreundschaft: aus der Reihe der Beter kam mir Hadschi-Ali, ein Bekannter aus Bos-öjük freudig entgegen; als wohlhabender Mann hatte er sogar zwei der kleinen Lehmhäuser gemiethet, und bald war ich in dem einen von ihnen sammt meinem Tscherkessen trefflich untergebracht. Hadschi-Ali, das Muster eines tüchtigen türkischen Bauern, erzählte mir denn auch eingehend von den Lebensbedingungen des Bades. Von einer Kurtaxe oder einer Bezahlung der Bäder ist keine Rede, nur wer eins der kleinen Häuser miethet, zahlt dafür 75 Pf. für die Nacht an den Tscherkessenbey, der andererseits die Instandhaltung des Bades als eine Ehrenpflicht betrachtet. Mit hochgepackten Wagen kommen die Familien an, schlagen ihre Zelte auf, wo es einem Jeden beliebt, holen sich Reisig, so viel als sie brauchen, aus dem Walde und hausen drei, vier Wochen in der vollen Freiheit des Nomaden. Schlechterdings Alles bringen die Badegäste von Hause mit, Decken und Kissen, Töpfe und Teller, Mehl, Reis, Butter, Salz, Zucker, Eier, Manche selbst Hühner. Nur die Milch und das Fleisch liefert das nahe Tscherkessengehöft. Auch das Brot bäckt jede Familie selbst in dem Backofen eines spekulativen Griechen aus Kutaja, der dafür fünf Pfennige

von jedem Brote erhebt. Dieser Grieche war, wie mir Hadschi-Ali mit naiver, nicht unberechtigter Freude erzählte, augenblicklich außer mir der einzige Christ am Ort; weder Armenier noch Griechen verdarben den ruheliebenden Türken ihren „Kjef“. Das Bad scheint besonders für rheumatische Leiden wirksam zu sein, und es ist Sitte, 15 bis 20 Bäder zu nehmen. Aerztlichen Rath nimmt Niemand in Anspruch, und während dieses ganzen Sommers war der Arzt aus Kutaja nur einmal geholt worden, als eine Wöchnerin fünf Tage nach der Entbindung ein Bad genommen und diesen Leichtsinn natürlich schwer zu büßen hatte.

Am andern Morgen mit Sonnenaufgang weckte mich mein freundlicher Wirth zu einem gemeinschaftlichen Besuch des gegenüber liegenden Bades. Wir traten zuerst in eine nach Osten geöffnete Bogenhalle, wohl noch seldschukischen Ursprungs, die als Auskleideraum diente. Dann ging es wenige Schritte über die Steinplatten eines kleinen Hofes und ein paar Stufen hinab in das Badgewölbe, aus dem uns eine dichte Dampfwolke entgegenquoll. Der niedrige Raum ist nur zum Theil mit einer gemauerten Wölbung bedeckt, zum andern Theil ist er eine natürliche Höhle, und so ist auch das Bassin theils in den Felsen geschnitten, theils gemauert. Es war erst sehr schwer, in dem dampferfüllten Raume, der von dem eintönigen Gesang der Badenden widerhallte, das Geringste zu unterscheiden, aber bald gewöhnte sich mein Auge daran und auch ich wagte mich in die 43° C. warme, für europäische Begriffe also

überheiße Fluth. Die Türken lieben so hohe Temperaturen, auch in den 46° warmen Bädern von Eskischehir, die den meisten Europäern zunächst ganz unerträglich scheinen, bleiben Kinder und Männer jeden Alters 20 bis 30 Minuten anscheinend ohne Anstrengung. Wohl in wenig Bädern wird man das heilkräftige Wasser so aus erster Hand genießen, wie hier in Ilidscha: einen halben Meter über dem Bassin bricht die Hauptquelle in einem Strahl von der Stärke eines Mannesschenkels aus dem Fels und fällt brausend herab. Unter ihrem Strahl zu stehen ist der Hauptreiz des Bades und dieser Platz beständig besetzt. Andere Quellen dringen aus den Seitenwänden eines mehrere Meter langen Stollens, der nur gerade die Höhe hat, daß man bis an den Hals im Wasser aufrecht darin stehen kann, hier ist Dampf und Hitze ganz unerträglich — ich mußte an die Qual der Verdammten im höllischen Pfuhl denken und zog mich eilig zurück, während mein Begleiter mit Behagen mehrere Minuten dort verbrachte. Von früh bis spät ist das Bad überfüllt, gewisse Stunden sind den Männern, andere den Frauen zugewiesen — von wem ist mir nicht klar geworden, denn eine Badedirektion giebt es nicht. Gütliche Uebereinkunft regelt offenbar diesen wechselnden Besitz des Bades, und auf demselben Wege der gütlichen Uebereinkunft werden ja im Landvolk Anatoliens weitaus die meisten Angelegenheiten geregelt, die Pflichten wie die Rechte. Vielleicht liegt gerade darin der Reiz, den die Betrachtung dieses einfachen Bades wie des

ganzen anatolischen Volkslebens auf den Europäer ausübt, daß man sieht, es läßt sich auch ohne Paragraphen und Statuten in großer Gemeinschaft friedlich leben, wenn ein sicheres Gefühl für Recht und Billigkeit und eine unverbrüchliche Achtung vor der Sitte jeden Einzelnen in Schranken hält.

XI.

Afiun-Karahissar und die phrygischen Marmorbrüche.

Oktober 1895.

Abermals ist das große Unternehmen, die anatolische Eisenbahn, auf der Straße nach Konia um einen starken Schritt vorwärts gerückt. Im August konnte die Linie bis Afiun-Karahissar eröffnet werden, und damit ist ein sehr wichtiger Platz erreicht. Schon heute läßt sich sagen, daß die Stadt von dem neuen Verkehrsweg den größten Nutzen ziehen wird, während das ihr an Einwohnerzahl etwa gleiche Kutaja, das schon seit beinahe zehn Monaten durch den Schienenstrang mit dem Abendlande verbunden ist, fast gar keinen Aufschwung zu nehmen scheint. So lange Kutaja Sitz der Baudirektion war, brachte das emsige Treiben der Eisenbahner einen Schein des Lebens in die alte Stadt, aber seit der Bau vollendet ist, schläft sie wieder wie ehemals, ja fast

scheint es, als wenn sie das Bedürfniß fühlte, nach der lästigen Störung doppelt tief zu schlafen.

Das ist in Karahissar anders, hier herrschte schon vor dem Bahnbau reges Leben, und es wird sich jetzt mit gesteigerter Kraft entfalten. Wer wie ich die Stadt gekannt hat, ehe noch die erste Schaufel für den Bahndamm gerührt war, und sie dann nach Eröffnung der Linie wiedersieht, der muß staunen über die Veränderung. Vor zwei Jahren war der Ort einer der lebhaftesten Handelsplätze des inneren Anatoliens, aber zugleich der europäerfeindlichste, den ich je gesehen habe. Das bloße Erscheinen eines „Czapkaly“, eines Europäers im Hut empfanden die Mohamedaner als eine Beleidigung, und die Jugend machte ihrer Entrüstung über diese Frechheit der Ungläubigen nicht selten in Steinwürfen Luft. Als ich gar versuchte, auf einem Friedhof einen antiken Inschriftstein zu messen und abzuschreiben, da erhob eine Anzahl am nahen Brunnen waschender Frauen ein solches Zetergeschrei des Zornes, daß ich vor den Weibern schleunigst den Rückzug antreten mußte, um mich nicht den ernstesten Unannehmlichkeiten auszusetzen. In so roher Form äußert sich der mohamedanische Fanatismus freilich nur bei Frauen und Kindern, und als ich mich einmal, von einem übrigens ganz unschädlichen Steinwurf getroffen, an den nächsten Türken mit der ruhigen Frage wandte: „Mein Freund, sind Eure Kinder alle so schlecht erzogen, daß sie Fremde mit Steinen werfen?“ da wurde der kleine Uebelthäter sofort kräftig abgestraft. Immerhin war das zähe Mißtrauen, das der Orientale so

oft gegen den Abendländer empfindet, ehe er ihm persönlich näher tritt, in Karahissar ganz besonders stark ausgeprägt.

Davon ist jetzt nichts mehr zu spüren, auf allen Straßen gehen Europäer im Hut spaziren, ohne das mindeste Aufsehen zu erregen; italienische oder griechische Kleiderhändler verkaufen ihre „vestiti pronti“, und schon beginnen geschmacklose europäische Hosen und Jacken die malerische heimische Tracht etwas in den Hintergrund zu drängen. Ein großer Kramladen mit dem unvermeidlichen Namen „Bon marché“ liefert alle europäischen Waaren bis zum Münchener Bier und der Straßburger Gänseleberpastete; eine ganze Reihe von Landauern — überall im Orient unter den Namen „Landau“ bekannt — und Viktorias stehen dem ankommenden Fremden am Bahnhof zur Verfügung, und er hat die Wahl zwischen drei europäisch eingerichteten Gasthäusern, während vor zwei Jahren noch nicht ein einziges Bett aufzutreiben war. Das „Grand Hôtel de Karahissar“, das ein unternehmender Armenier gegründet hat, macht mit seinen hohen luftigen Zimmern und dem hübschen Gärtchen hinter dem Hause einen überraschend stattlichen Eindruck, und ein mit Insektenpulver wohl versehener Reisender wird sich darin ganz wohl fühlen, falls er sich durch todte Fliegen auf dem Grunde der Suppenteller und Weinflaschen oder durch nächtlicherweile aus dem Taubenboden zwischen den breiten Ritzen der Balkendecke auf das Bett herabrieselnden Sand in seiner Behaglichkeit nicht stören läßt. „Bu dünja böile“, diese Welt ist nun einmal so, sagt der Türke

in ähnlichen Fällen, und wer in den Orient geht, darf dort eben keine schweizer Hotels erwarten. Für den unverwöhnten Reisenden bietet aber Stadt und Umgegend des Anziehenden genug, um eine Ausdehnung des jetzt schon so oft gemachten Ausflugs Konstantinopel-Eskischehir bis Karahissar hin empfehlenswerth zu machen. Ueberraschend und eigenartig ist vor Allem die Lage.

Völlig unvermittelt steigt 170 m hoch aus der weiten Ebene der trotzige Burgfelsen auf, dem die Stadt ihren Namen (Karahissar = schwarzes Schloß) verdankt, ein gewaltiger, schroffer Trachytkegel von tief goldbrauner Farbe, voll Risse und Spalten, ohne jede Spur von Pflanzenwuchs. Kleinere Brocken desselben Gesteins, deren größter noch immer einen stattlichen Schloßhügel abgeben würde, liegen in der Ebene vor der Burg wie die Jungen eines riesenhaften Felsungethüms vor ihrer Alten.

Von weither ist der kühn gezeichnete Umriß des mächtigen Felsklotzes sichtbar, und der Reisende, der von Nord nach Süd her auf die Stadt los reitet, hat eine harte Geduldsprobe zu bestehen, denn stundenlang steht die Burg in der durchsichtigen Luft des Südens zum Greifen nahe vor Augen, beständig glaubt man, dicht am Ziele zu sein, aber eine Stunde nach der anderen vergeht, ohne daß man es erreicht.

Zunächst vermag man kaum einzusehen, wie dieser jähe Fels für Menschen überhaupt ersteigbar sein soll, und in der That hat er weder Phryger noch Griechen zur Anlage einer Veste gelockt, auch byzantinische Reste

habe ich auf ihm nicht entdecken können. Erst die Seldschuken, das jugendkräftige, ungestüm vordringende Reitervolk, das dem in byzantinischer Stumpfheit trostlos verwahrlosten Anatolien für alle Zeit den Stempel seiner wundervoll schnell und reich entwickelten Kultur aufprägte, bauten auf der steilen Höhe ein stolzes Schloß, dessen Trümmer ihren geschichtslosen Nachkommen freilich als „dschenewis Japma" als Genueserwerk gelten.

Es lohnt sich sehr, den beschwerlichen, vielfach durch Mauern geschützten Pfad hinaufzuklimmen, der zu dem Burgthor, einem feinen kleinen Quaderbau, führt. Die Reste des Schlosses sind bedeutender, als man von unten ahnt, die starken Mauern sind theilweise gut erhalten, Treppchen verbinden die verschiedenen Terrassen, mitunter sind die Wände der Gemächer halb in den Fels eingeschnitten, und in dem Schutt, der weite Flächen bedeckt, erinnern zahlreiche Fayencebrocken daran, daß die Seldschuken es liebten, ihre Bauten mit den farbenprächtigen Fliesen der nach persischem Muster gegründeten Fayence-Fabriken zu schmücken.

Schöner aber als die Ruine ist der weite Blick ins Land, besonders im Frühjahr: Dann schließen sich an die Stadt, deren dichtgedrängte, von vielen Minarehs belebte Häusermasse sich eng an den Fuß des Berges schmiegt, soweit das Auge reicht, die blühenden Mohnfelder, in ihren feinen weißen, blaßvioletten und grünen Farbentönen einem Teppich von Gördes ähnlich. Der hier mehr als irgendwo sonst in Anatolien gebaute Mohn hat der Stadt ihren Beinamen Afiun-Kara-

hissar (Afiun = Mohn) gegeben, sie ist der Mittelpunkt für den Handel des jetzt weniger als narkotisches Genußmittel, aber desto mehr als Heilmittel geschätzten Opiums. Die Gewinnung des braunen Safts, „der eilig trunken macht", erfordert weniger Kraft, als Sorgfalt und ist daher überall Frauenarbeit. In der Morgendämmerung, vor Sonnenaufgang, sieht man die verhüllten Gestalten emsig durch die Felder gehen und die halb gereiften Mohnköpfe mit einem kleinen Messer ritzen. Langsam quillt aus der Wunde der bernsteinfarbene zähe Saft, der sich bald harzartig verdickt und nach mehreren Stunden abgekratzt wird. Jeder Mohnkopf liefert nur ein kleines Tröpfchen, und es gehört viel Arbeit dazu, bis ein Kilo des werthvollen Stoffs gewonnen ist. Die diesjährige Ernte war ganz ungewöhnlich reich, aber nicht von hervorragender Güte, deshalb sanken die Preise von etwa 21 Mark für das Kilogramm bald bis auf 14—15 Mark.

Wenn die Mohnpflanzen abgetrocknet und die dürren Stengel verbrannt sind, ist die Aussicht von der Burg viel farbloser; unabsehbar dehnen sich dann die hellen braunen Flächen aus, und schmerzlich empfindet man den Mangel jedes Baumwuchses. Wohl giebt es noch Wälder auf den fernen Höhen des Emirdagh und Demirlidagh, deren blaue Umrisse das Bild begrenzen, aber von dort bis zur Stadt ist ein weiter Weg, das Holz wird theuer, und deshalb kann die ärmere Bevölkerung den Mist der Büffel und Rinder als Brennstoff nicht entbehren. Allabendlich werden alle Büffel, Ochsen und Kühe auf einem Platz nahe der Stadt zusammengetrieben,

bevor sie von der Weide in den Stall zurückkehren dürfen und zwischen den brüllenden Thieren huscht geschäftig eine große Schaar Frauen und Mädchen einher. Als ich das erste Mal von Weitem dies anmuthige, bunte Bild erblickte und neugierig näher kam, um zu sehen, was die fröhlich lachenden Weiber eigentlich trieben, da war ich sehr enttäuscht über ihre unappetitliche Thätigkeit. Sobald eins der Thiere den Beweis seiner gesunden Verdauung geliefert hatte, stürzten wetteifernd die Frauen und Kinder auf die Beute, formten sie mit großer Geschicklichkeit und noch größerem Behagen zu runden, flachen Scheiben und klebten sie an die Felswände, die ganz bedeckt von diesen eigenartigen Bricketts waren. In der südlichen Sonne trocknet der Mist schnell aus und brennt dann etwa wie schlechter Torf — oft genug bin ich froh gewesen, mit diesem Brennstoff meine Mahlzeit kochen zu können.

Karahissar war, wie erwähnt, im Alterthum keine Stadt, vielleicht nicht einmal ein Dorf, aber von der Höhe der Burg ist ein Punkt gut kenntlich, der in der römischen Kaiserzeit eine große Bedeutung besaß: Dokimeion mit seinen werthvollen Marmorbrüchen. Der hier gebrochene Stein hieß meist nach der nächsten Handelsstadt, wo die großen Unternehmer saßen, Marmor von Synnada oder auch phrygischer Marmor. Seine schönen bunten Adern machten ihn im späteren Alterthum sehr beliebt, massenhaft wanderten seine Blöcke nach Rom zum Schmuck der Tempel, Paläste und Villen, ja selbst in Athen, das die edelsten Marmorarten in nächster Nähe hat, verwandte ihn die geschmacklose Prunksucht des

Hadrian mit Vorliebe. Mich lockte ein Besuch der Marmorbrüche um so mehr, als sie in neuester Zeit wieder in Betrieb gesetzt sind. Ein Baron von Swieter, von holländischer Abkunft wenn ich nicht irre, des Deutschen und Französischen gleich mächtig, hat sie erworben und beutet sie mit ziemlich großem Aufwand von Mitteln aus. Der Weg zu dem 25 Kilometer von Afiun-Karahissar entfernten Dorfe Ischtschi-Karahissar, bei dem die Brüche liegen, ist reizlos, im Dorfe selbst fesselt eine kühne hochgewölbte Brücke seldschukischer Zeit, ein Werk so zweckmäßig und schön zugleich, wie man es im Innern Kleinasiens vor den Seldschuken selten, nach ihnen niemals erbaut hat.

Die antiken Marmorbrüche sind sehr ausgedehnt und auf verschiedene Bergabhänge vertheilt, die alten Schnittflächen sind noch deutlich erkennbar, der Stein hat an ihnen einen schönen goldbraunen Ton angenommen, ganz ähnlich der Farbe des Parthenon und der Propyläen. Leuchtend weiß stechen dagegen die neuen Brüche ab, die bunten Adern im Stein treten erst bei näherer Betrachtung hervor und wirken dann sehr prächtig. Ich traf den Besitzer nicht in seinem unmittelbar neben dem Bruch erbauten Hause und bedauerte das lebhaft, denn die Erzählungen der Arbeiter und Bauern machten mich gespannt auf seine Bekanntschaft. Er war offenbar der Abgott der ganzen Gegend, und es ist mir immer eine besondere Freude, wenn ich Europäer im Orient treffe, die sich das unbedingte Vertrauen der Bevölkerung erworben haben. Einige Tage später lernte ich ihn in Karahissar kennen und begriff die Begeisterung der Türken

und Tscherkessen für ihn vollkommen. Eine hohe schlanke Gestalt mit feinen Zügen und lebhaften Augen glich er, zumal wenn er sein feuriges, nach Tscherkessenart reich gezäumtes Pferd mit vollendeter Gewandtheit zügelte, mehr einem vornehmen Tscherkessen, als einem europäischen Geschäftsmann. Im Verkehr entwickelt er jene sichere ungekünstelte Höflichkeit, die der Orientale so sehr schätzt, und seine große Gastlichkeit vollendet das Bild eines vornehmen Mannes nach dem Herzen der Mohamedaner, deren Sprache und Sitte ihm gleich geläufig sind. Der noch sehr junge Mann, er wird kaum mehr als fünfundzwanzig Jahre zählen, leitet sein gewagtes Unternehmen in großem Stil. Er hat eine Bäckerei für seine Leute angelegt, kauft Waaren aller Art in großen Mengen und giebt sie an die Arbeiter zum Selbstkostenpreise ab, um sie vor den armenischen Blutsaugern zu bewahren. Durch solche Fürsorge und das Verständniß der Bedürfnisse und Gefühle seiner Leute gewinnt er ihre unbedingte Ergebenheit, und kein Arbeiter hat sich, wie er mir mit berechtigtem Stolz erzählte, durch die viel höheren Lohnsätze der Eisenbahnarbeiter bewegen lassen, ihm untreu zu werden. Es ist das ein Punkt, der für alle industriellen Unternehmungen in Anatolien — und die werden ja nicht ausbleiben — von höchster Bedeutung ist und gar nicht genug betont werden kann: Der Europäer, der sich bei landwirthschaftlichen oder gewerblichen Anlagen auf die gewandten, allezeit bereiten Armenier und Griechen stützt, bleibt ein Fremder im Lande und wird schließlich von allen Seiten betrogen und verrathen, nur das Vertrauen der Türken und der übrigen Mohame-

dauer giebt eine sichere Grundlage, und das will durch Achtung vor ihrer Sitte und Verständniß für ihr Volksthum erworben sein. Ob Swieters Unternehmen je Gewinn bringen wird, ist mir zweifelhaft, der Weg bis zum Meere ist weit, der Transport trotz der Eisenbahn kostspielig und der Bedarf Europas an Marmor nicht mehr so groß, wie in den Zeiten der römischen Prachtbauten. Am meisten darf er wohl von dem Verkauf von Statuenmarmor erhoffen, wenn es ihm gelingt, wie er versichert, reinweiße aderlose Blöcke in genügender Größe zu brechen. Daß dann dieser schöne körnige Marmor dem zuckerartigen von Carrara weit vorzuziehen wäre, scheint mir zweifellos.

Ich würde es dem thatkräftigen, anziehenden Manne von Herzen gönnen, wenn seine neuen Brüche einen Ruhm gewönnen, wie einst die alten, von deren großartigem Betrieb heute seltsamerweise die Grabsteine des armenischen Friedhofes in Afiun-Karahissar das beredteste Zeugniß ablegen. Dort sind nämlich viele Gräber mit Marmorblöcken von Dokimeion bedeckt, die noch die Marken der Unternehmer über die in den verschiedenen Jahren gebrochenen Steine tragen. „Unter dem 3. Konsulat des Kaisers Trajan sind so und so viel Kubikfuß gebrochen“, heißt es da etwa. Es ist ein seltsames Spiel des Zufalls, daß diese alten Geschäftsnotizen gerade auf den Gräbern der geriebenen armenischen Kaufleute liegen, und man ist versucht, sich auszumalen, wie der schlaue Händler noch im Grabe überlegt, ob bei dem oben gebuchten Geschäft wohl ein Profitchen zu machen war.